

DEVIKA REGE

**DIE
RASTLOSEN
JAHRE**

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN
VON BARBARA UND STEFAN
WEIDLE

CULTURBOOKS

INHALT

UNBEHAGEN

11

TRANSFORMATION

103

STILLSTAND

213

ATMOSPHÄRE

331

TOTENWACHE

373

LOSLASSEN

409

UNBEHAGEN

Naren

Nach acht Jahren in Amerika besitzt er endlich eine Greencard, doch seit ihrem Eintreffen verspürt er weder Triumph noch Erleichterung. Die begleitende Broschüre liegt längst im Müll, ein paternalistischer Leitfaden für neue Einwanderer, als wären sie gerade erst aus dem Flugzeug gefallen. Die Karte selbst nimmt er hin und wieder aus der Brieftasche – dieses Mal unter dem Vorwand, Personalvermittler in Manhattan auf den neuesten Stand zu bringen – und mustert die Sicherheitsmerkmale, die Worte »besondere Kennzeichen« und »keine«, das blasse Hologramm der Freiheitsstatue, um dann leise daran zu zweifeln, dass er die Person ist, als die ihn diese Biometrie ausweist.

»Happy Thanksgiving, Na-wren«, sagt Sally und spricht seinen Namen falsch aus. Das bringt ihn zu sich zurück. Außerhalb seiner Nische ist das Büro schon im Feiertagsmodus. Er grüßt zurück. »Bisschen früh für die Kojoten, oder?«, fragt sie. Er würde ihr am liebsten sagen, dass es Nächte gibt, in denen er gern in ihr hohes, schrilles Jaulen einstimmen würde; er möchte fragen: »Kannst du dir diese Erleichterung vorstellen?« Aber als er ein Junge war, hat er einmal seinen Bruder gebissen, und seine Mutter (die davon überzeugt war, dass Demütigung besser wirkte als Gewalt) packte ihn am Arm, schüttelte ihn und fragte nur: »Bist du ein Tier?« – »Ich bin kein Tier«, antwortete er, und sie zwang ihn, das vor jedem Verwandten im Raum zu wiederholen – Onkeln, Tanten, sogar seinem Großvater – *Ich bin kein Tier, ich bin kein Tier, ich bin kein Tier, ich bin kein ...* Jetzt schaut er von seinem ergonomischen Schreibtischstuhl auf, das Haar ordentlich, der Kragen gebügelt, und sagt: »Schon seltsam. Muss die Dunkelheit sein.«

Als er eine Stunde später zum Haus des Kunden fährt, stemmt sich Naren gegen die Müdigkeit, die ihn an verhangenen Tagen jedes Mal überkommt. Gut, dass er um drei noch einen Termin hat; er hasst es, bei so einem Wetter, das einen ständig ins Bett lockt, zu Hause zu sein. Was er braucht, ist ein Kaffee, aber als er bei The Bean vorbeifährt, erinnert er sich an den alten Mann, der ihn zweimal wegen des einzigen Fensterplatzes angequatscht hat. Beim ersten Mal gab er seinen Platz aus Respekt vor dem Alter auf, aber als er schon stand, zischte der alte Mann: »Glaubst du, der Laden gehört dir?« Als es eine Woche später wieder passierte, blieb Naren sitzen. »Denen gehört wohl der ganze verdammte Laden«, bellte der Mann und packte vor Erregung den Tischrand. Noch bevor Naren reagieren konnte, ergoss sich sein Espresso über seine Brieftasche und die Schlüssel, und der Barista kam mit einem Tuch angelaufen, doch von ihm war nicht mehr als ein »Entschuldigung, Sir« zu hören, und der alte Mann stürmte hinaus. Wenn das hier Bombay wäre, hätte Naren sich beim Management beschwert, aber das hier war Waverly, und wer weiß, vielleicht hatte der alte Depp ein Gewehr. Und während er an dem Café vorbeifuhr, versuchte er nicht daran zu denken, wie er den Vorfall kürzlich im Büro erwähnt hatte, während eines fröhlichen Palavers über lokale Verrücktheiten, und wie alle ganz still wurden, als ob es sein Fehler wäre, dass das Gespräch plötzlich ein unangenehmes Thema berührte, bis Sally mit ihrer Sekretärinnen-Effizienz sagte: »Das ist einfach verrückt«, und dann, ebenso effizient, die Unterhaltung in eine andere Richtung lenkte.

Es gibt keine weiteren Cafés auf der Strecke. Das GPS zeigt einen Automaten in einem Souvenirshop des Lincoln Zoo. Der Kaffee schmeckt wie Spülwasser, aber wenigstens ist er heiß. Weil Naren früh dran ist, spaziert er ein wenig an den Käfigen entlang. Mit einunddreißig, so ganz in seiner Rationalität gefangen, erscheint es ihm merkwürdig, dass es diese fühlenden Wesen gibt, die nicht reflektieren oder denken, die einfach *sind*. Ist das ein Leopard ... nein, er ist zu groß. Von Nahem ist keine Seite des Raubtiers kongruent mit der anderen: Der schwarze Torso ist mit hellbraunen Flecken markiert, der Muskeltonus ist königlich, doch sein Gesicht trägt weder Mähne noch Streifen, und seine kohlschwarz umrandeten Bernsteinaugen strahlen weniger Löwenmut als eine Art

Heimtücke aus. Die Tafel merkt an, dass der »Löwuar« ein Hybrid ist, geboren aus dem zufälligen Zusammentreffen eines schwarzen Jaguars und einer Löwin. Hier zu Besuch aus Ontario, ist er eines von nur zwei Exemplaren weltweit. Dass sie verschiedenen Geschlechts sind, hat nichts zu sagen: »Der Hybrid ist unfruchtbar.« Er fühlt die Rastlosigkeit der Großkatze, die Verzweiflung, mit der sie sich in einem Käfig bewegt, der kaum so groß wie seine Küche ist. Sollte Naren den Zaun erklimmen, würde der Löwuar in Erwartung einer Fleischration schnuppern? Oder würde er den Geruch seines Angstschweißes wittern, den Kopf heben, in Stellung gehen, springen? Was für ein Moment des reinen Instinkts für beide! Und den ganzen Weg zum Ausgang denkt er daran, wie das wilde Tier sich danach fühlen würde, sein Tiergehirn verblüfft von einer plötzlichen zellularen Sehnsucht nach einem nicht existierenden Lebensraum.

Als er die graue Straße entlangfährt, erinnern ihn die Kürbisse auf den Türschwellen daran, dass er keine Einladungen zu Thanksgiving bekommen hat, seit er nach Nebraska gezogen ist. Er erinnert sich an das letzte Thanksgiving, zu dem er eingeladen war, denkt an den aus einem einzigen Baumstamm geschnittenen Tisch, die Kerzen, die sich aus einer Fülle von Birnen und Magnolien erhoben, und an die Pilgerpuppen, die sie am Nachmittag genäht hatte ... *Catherine*. Der Name kommt ihm nie in den Sinn außer als Klage, die Vokale zu einem Seufzen gedehnt. Er dachte damals kaum je mit ihrem Namen an sie, ihre Präsenz löschte die festen Punkte seiner Silben aus. Aber drei Jahre später – wie ihm dieser Name doch geblieben ist: Gebräuchlich, doch vornehm, sie konnte keinen anderen Namen haben. Ignoriert er ihn, kann er ihr Bild nicht richtig abrufen, aber verwendet er den Namen, blinzelt etwas hervor: die Unschärfe ihres Gesichts, die Form ihrer Brüste, wie sie in einem pastellblauen Trenchcoat eine herbstliche Straße entlanggeht ... *Stopp*. Ihm ist die Verdrießlichkeit eines alten Midwesterners allemal lieber als die oberflächliche Höflichkeit von New York. Um sich zu beruhigen, erinnert er sich an Sallys Feiertagsgrüße, ihr Lächeln, das so christlich ist, man könnte denken, sie schenkt es ihm aus Mitleid mit seiner allzu offensichtlichen Einsamkeit, aber der Gedanke an seine eigene ungeschickte Antwort lässt ihn sich bloßgestellt fühlen, sodass er

bei der Ankunft am Haus des Kunden einen Augenblick für sich auf der Toilette braucht, um eine Xanax zu nehmen und seinem Gesicht den heiteren Ausdruck des Beraters zu verleihen.

Der Termin verläuft unaufgeregt, aber er hält ihn beschäftigt, bis er nach Hause kommt und im Flur innehält, unsicher, ob dies hier wirklich sein Zuhause ist. Ein Haus mit einem Türmchen zu mieten, statt ein Apartment, war sein letzter Versuch, etwas Besseres zu sein als dieses indische Mittelklasse-Kid, dessen Sinn für feinere Dinge erst in seinen Zwanzigern einsetzte. Aber in den drei Jahren, seit er eingezogen ist, hat er dem Haus keinerlei persönliche Note aufgedrückt; seine Bücher bleiben in Kisten, seine Plakatdrucke aus dem MoMA ungerahmt. Vorbeiflimmernde Scheinwerfer erhellen die William-Morris-Tapete, ein sich wiederholendes Muster aus Dornen und schweren Rosenblüten, und wieder glaubt er die Kontrolle über sich zu verlieren, diesmal nicht nur über seinen Namen oder sein Gesicht, sondern über seine ganze Existenz hier. Aus Angst um seinen Verstand schaltet er das Licht in der Küche an und checkt seine Mails. Eine Antwort von der Personalvermittlung: Er hat den Job. Manhattan, nach all dieser Zeit im Exil – aber es folgt kein Freudenschrei. Sein Verstand wendet sich nach innen, ein langsames Abtasten von oben nach unten auf der Suche nach einer Antwort, aber die Nachricht geht einfach durch ihn durch wie eine Welle, die nicht bricht. Was ist los mit ihm? Was immer es ist, so geht es nicht weiter. Er schiebt seinen Stuhl zurück, nimmt seinen Mantel, ignoriert die Stiefel am Eingang. Schnee ist noch nicht gefallen, aber es bläst ein eisiger Wind, und der betäubt seine Zehen. Bald kann er die Riemen seiner Slipper nicht mehr von seinen Füßen unterscheiden, und als er am Krankenhaus vorbeigeht, ist er sicher, dass kein Blut käme, wenn die Ärzte, die man oft in ihrer blauen OP-Kleidung in der Nähe der Cafeteria stehen sieht, ihm mit einer der kleinen chirurgischen Sägen einen Zeh abnehmen müssten. *Das kann so nicht weitergehen.* Er ist weniger als fünfzig Meter von der Brücke hinter dem Krankenhaus entfernt, als ein scharfer Schmerz durch die Taubheit in seine linke Fußsohle sticht. Er wird langsamer, getrieben von einem Impuls, diese Pein zu genießen, ahnt, dass dieser Schmerz notwendig ist, und es fühlt sich gut an, der Schmerz fühlt sich gut an,

während er über die Brücke läuft. Er verschwindet in einem Diner und bestellt diesen salzigen, geschmacksneutralen Fraß, der ihn an einem wärmeren Tag zum Weinen gebracht hätte.

Als die Kellnerin mit ihrem Notizblock wieder weg ist, zieht er die Füße aus den Slippers, drückt sie zuerst und reibt sie dann. Er würde niemals springen, natürlich nicht, deshalb ist er hier. Die Kälte seiner Füße zieht in seine Hände, die Ventilatoren der Küche sind lauter als das Rauschen des Flusses hinter der Hecke. Wie auch immer, ihm ist bewusst, dass ein Gedanke, der ihm niemals zuvor in den Sinn gekommen ist, jetzt da ist, und wer hätte gedacht, dass er so harmlos in Form dieser vier unscheinbaren Wörter daherkommen würde. Aber er hat auf die harte Tour gelernt, das erste Flimmern einer neuen neuronalen Vernetzung nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Wieder in Angst um seinen Verstand, nimmt er sein Handy und surft bei Hackbraten und Cola in seinen Social-Media-Kanälen. Der einzige Post, der ihn zum Innehalten bringt, ist ein Zweizeiler von Mir. *Bekhudi le gayi ka-haan humko, der se intezaar hai apna. Wohin hat uns die Sehnsucht getragen? Sogar das Warten lässt auf sich warten.* Ansonsten tobt die Ostküste wegen des Freispruchs für einen weißen Polizisten, der einen schwarzen Teenager erschoss, weil er einen Laden mit Süßigkeiten in der Tasche verlassen hatte. Noch Tage nach dem Ereignis, erinnert er sich, hat er alle öffentlichen Plätze nach einem Schimmer von Metall abgesucht, aber jetzt fühlt er nur noch Teilnahmslosigkeit, besonders wenn die Empörung von gebildeten Weißen ausgeht. Zu Hause haben die Kampagnen für die Parlamentswahl begonnen, und jeder schwärmt von dem Kandidaten der Bharat Partei, einem Hindu-Nationalisten, dessen Mission es ist, Indien ins 21. Jahrhundert zu führen. Sogar Narens alte Ingenieurswissenschafts-Kumpel, diese unpolitischen Jünger des Gurus Markt, sind andächtig geworden bis zu einem Punkt, an dem er sie um ihren Überschwang beneidet. Wie sehr möchte er fühlen, irgendetwas fühlen; das kalte Winterbrennen in seinen Zehen ist ihm willkommen, wenn es ihn nur etwas spüren lässt. Das Jobangebot ändert nichts; seine Existenz in Amerika ist wie alt gewordenes Brot, sie ruft weder Vergnügen noch Missfallen hervor, nur den Impuls, sie ohne groß nachzudenken loszuwerden. Er scrollt durch seinen Newsfeed, bis

die Kellnerin sagt, dass sie schließen. Die Stühle sind auf den Tischen. Sie wischt den Boden. Er denkt wieder an Mir, nicht so sehr an die Bedeutung des Gedichts als an den Klang, und weiß jetzt, was ihn heilen wird.

Amanda

Der Truthahn glänzt in einer Schicht aus Butter und Kräutern, Schultern und Kopf versteckt, als verschone er sie mit seinem Blick. Aber sie wird keinen Bissen davon nehmen, und um ihre Entschlossenheit zu stärken, starrt sie auf den Spalt im Hintern des Vogels, aus dem die Füllung quillt, während Mom (die alle Macken außer ihren eigenen für bloße Affektiertheiten hält) ihr Pastinaken und bittere Kräuter auf den Teller klatscht und Dad, der die Keule des Vogels tranchiert, so tut, als sei alles in bester Ordnung. Er beharrt darauf, dass dies ein freudiges Ereignis ist, geduldet von Andrei (der vor Lachen beinahe Nanas Wein verschüttet), während Nana zwischen denselben beiden Pies sitzt, die sie und jede Großmutter in Neuengland seit Jahrhunderten backen: Kürbis-Nuss und Rhabarber-Crumble. Dann bringt Dad einen Toast aus, den sie nur halb mitbekommt, bis sie das Wort *Andrei* hört – wie junge Paare wie sie und *Andrei* alten Knackern wie ihnen Hoffnung machen, und dies das erste von vielen Thanksgivings mit *Andrei* sein möge. Nana trinkt ihren Wein in einem Zug, Andrei lächelt, als wäre ihm ein Orden angeheftet worden, und wenn sie eine andere Amanda wäre, würde sie ihren Vater zur Rede stellen – War das nötig, Dad? –, aber sie ist keine andere Amanda, also nimmt sie sich stumm etwas von der Cranberry-Sauce. »Alles in Ordnung, Honey?«, fragt Dad. Sie nickt, *ja*.

Später im Bett wiederholt Andrei die Frage. Es ist dunkel außerhalb der Hütte, aber sie fühlt das Gewicht des alten Hauses hinter den Wacholderbüschen, den diskreten Druck der Erwartung ihrer Eltern, während sie das schwere Silberbesteck wegräumen: dass es immer fünf Gabeln, fünf Messer sein werden – mehr, wenn sie und Andrei mitspielen. Sie sagt: »Da war Hühnerbrühe an den Pastinaken.«

Oh. Er umarmt sie. Aber es geht nicht um das Fleisch; es geht nicht um Gesundheit oder Tierquälerei, sondern darum, sich eine Sache zu versagen, um etwas in sich zu härten, das gerade weich wird. »Deine Mom meint das nicht so«, sagt Andrei. »Nicht, dass du sie ständig daran erinnern müsstest, dass du jetzt Vegetarierin bist, aber du weißt, wie sie ist, sie ist eine Künstlerin« – als wäre sie nicht ihre Mutter, sondern seine, als läge das Problem nicht bei ihm, sondern bei ihnen, und Andrei, der zum Kitt in ihren Leben geworden ist, würde das schon richten. »Weißt du was, scheiß drauf«, fährt sie ihn an, aber dann kratzt er sich in ehrlicher Ratlosigkeit den Bart, und sie möchte einfach nur losheulen. Sie umarmt ihn. Wo ist die Überzeugung, mit der sie verkündet hat, sie würde in sein schäbiges Einzimmerapartment in der Stadt ziehen, oder sogar ihre konfuse Erleichterung, als er stattdessen zu ihrer Familie zog?

Am nächsten Morgen fällt Schnee, eine Decke, unter der das Haus sich zusammenkauert; die Eiszapfen an den Fensterrahmen bewegen sich aufeinander zu wie Kiefer, die sich schließen. Nur das Wohnzimmer und die Küche sind warm, was alle noch enger zusammenrücken lässt: Mom verwischt am Kamin eine Zeichnung, Dad backt eine Forelle, Nana starrt vor sich hin, Beau leckt sich die Pfoten, und Andrei überarbeitet seinen Bericht über das Sterben der Wolfsbarsche in den Flüssen. Als er zum ersten Mal da war, hatte er ebenfalls auf jener Couch gegessen und von seiner Flucht aus Moldawien erzählt, einem Land, von dem sie noch nie gehört hatte. Es spielte keine Rolle, dass das Wildschutzamt von New Hampshire ihm nur einen Hungerlohn zahlte oder dass selbst ein amerikanischer Dokortitel seine dunklen, kehligen Vokale nicht glätten konnte; er machte das durch das Leuchten seiner blaugrauen Augen wett. »Ein bisschen wie ein Affe«, hatte Mom gescherzt, und Amanda hatte zurückgeschossen: »Opa war auch ein Immigrant«, worauf Nana stichelte: »Joe war Engländer«, und Dad seufzte: »Ihr beide seid unmöglich«, womit er Nana und Mom meinte. Aber er war der Letzte, der Andrei gegenüber auftaute, ein echter Harris-Snob, bei dem der Nachname Martin sich beinahe wie ein Fehler anfühlte. Und jetzt ruft er nach Andrei, damit er ihm mit dem Ofen hilft, sein Ehrgeiz – sein Töchterchen etwas Besseres werden

zu sehen als Recherche-Assistentin ihrer Tante oder weiter entfernt zu wissen als sein altes Wochenendhaus –, überlagert von einer Angst, die er niemals aussprechen wird: dass er sie und ihre ungeborenen Kinder bei sich braucht, um Isolation, Bedeutungslosigkeit und Tod fernzuhalten. Sie sind alle ganz vernarrt ineinander, Andrei in ihre Familie, ihre Familie in Andrei, ein symbiotisches Festmahl, bei dem sie das Opfer ist, und doch tun sie so, als wäre das alles nur für sie: dass Nana Andrei bittet, Klavier zu spielen, und dass Andrei sagt: »Gleich, Nan«.

Sie wendet sich wieder ihrem Laptop zu, ihrem Katalog für Tante Jess' Monografie »Historische Häuser in Neuengland«, die mit ihrem eigenen beginnt – aber es ist schwierig, die jahrhundertealten Geweihe und Kerzenleuchter zu betrachten, ohne zwischen ihrem unbestreitbaren Wert und ihrer völligen Nutzlosigkeit hin- und hergerissen zu sein. Online sind die Feeds ihrer Freunde eine einzige Festtagsorgie, die von Imitationen solcher Kerzenleuchter erhellt wird. Die einzige Überraschung ist ein Post von einem alten ... würde sie ihn als Freund bezeichnen? Nach einem Jahrzehnt in den Staaten hat Naren Agashe ein One-Way-Ticket nach Indien gebucht – in ein Land, zu dem sie sich schon immer hingezogen fühlte, ob nun wegen ihres britischen Großvaters, Tante Jess' Hare-Krishna-Jahren oder wegen Naren selbst, bei dem sie an der University of Pennsylvania für ein Semester zur Untermiete wohnte und der nichts vom bunten Chaos des Ostens an sich hatte, sondern nur stillen, beinahe makellosen Anstand. Dann dringen die Klavierakkorde in ihre Gedanken, und sie blendet sie aus, so gut sie kann, ohne sich die Finger in die Ohren zu stecken, das und all die Dinge, die ihr widerlich sind: den schalen Geruch von gebackener Forelle, das Gurgeln von kochendem Wurzelgemüse, das Gewicht ihrer Wollsocken, fingerfreien Handschuhe und all der Kleidungsschichten auch *im* Haus. Dad freut sich über den Winter als eine Zeit für Pullover und dreht ständig die Heizung wieder runter, wenn Mom sie hochdreht. »Wo gehst du hin?«, fragt Nana. »Ich brauch bloß ein bisschen frische Luft«, sagt sie. »Soll ich mitkommen?«, fragt Andrei über seiner Sonate, aber sie ist schon an der Küchentür vorbei.

Jungfräulicher Schnee. Wintergras. Das kalte Sonnenlicht noch gebleicht vom bewölkten Himmel. Ihre Fußspuren sind die ersten vor der

Veranda. Ihr Atem prallt gegen die frostige Luft wie gegen eine Wand, aber es ist gut, draußen zu sein, die schweren Stiefel stabilisieren ihre Schritte, die Wärme auf der Brust und an den Ohren wird durch die Kälte in ihrem Gesicht versüßt. Ein Rotschwanzbussard steigt über ihr auf. Sie geht den ungeräumten Weg entlang, am Stand vorbei, der einst Apfelmösten anbot, am unter Schnee begrabenen Ford, an den längst verkauften Feldern. Sie veräußern seit Jahren Teile ihres Landes, aber sie werden niemals dieses Haus verkaufen. Blitzeinschläge, Eisstürme, der Fluss, der über das Sumpfland stieg: Das sind die Abenteuer, die das Haus überstanden hat, ein Rosenkranz von Geschichten, die sie als Mädchen begierig aneinanderreichte, ein Choral, den sie nun zu unterdrücken versucht. Sie treibt sich an, schneller zu gehen, um alle Gedanken auszublenden, bis sie oben am Abhang ist. Dort presst sie ihre Hand gegen die Rinde eines Baums und richtet sich auf die Dinge aus, die sie über sich selbst erheben: die Fichte, die wie eine Kathedrale emporragt, der Geruch von Tannenzapfen im Schnee, aber in der Ferne glitzert nichts. Seit zweihundert Jahren bearbeiten die Harris' dieses steinige Land.

Sie zieht den Schal bis ans Kinn. Nur ein paar Meter bis zur Kuppe, zu der Lichtung, von der aus es nur noch zurück nach unten geht. Schon wachsen die Schatten, der Schnee wirbelt in Flocken, die sich auf ihren Wimpern niederlassen, und sie spürt die bedrückende Sogkraft des Hauses, seit neun Generationen stärker als der Wille seiner Besitzer, die alle immer wieder in seine musealen Räume zurückzieht, wo auch sie irgendein sinnloses Gekritzel oder einen Talisman hinterlassen wird, den ihre Kinder irgendwann nicht mehr wegwerfen können. Nebel steigt über den Wacholderbüschen am Fuß des Hügels auf, aber das Haus ist noch zu sehen, die Lichter in den Fenstern schon erleuchtet. Plötzlich sieht es so klein aus, so geduckt, mit seinem kümmerlichen Rauchschweif, armselig in seiner Beharrlichkeit, aber liebenswert auch – oh, wie sie es liebt, es würde sie vernichten, wenn sie es verkauften, und außerdem liebt sie alle darin. Sie sind so sanfte Menschen, wohlmeinend und stolz, und der liebe Andrei, er wird ihr bald einen Antrag machen, und wie könnte sie den ablehnen? Ihre Unruhe ist ihre eigene Bestie, die Rückkehr einer sturköpfigen Kraft, die sie als Kind hatte, wenn sie darauf bestand, jenseits des Windschutzgürtels umherzustrreifen, um sich

mit den Tieren anzufreunden. Wer kann es ihnen übelnehmen, wenn sie, allerdings unbewusst, verzweifelt versuchen, diese Kraft mit ihrem Übermaß an Liebe zu neutralisieren; diese Panik bei der geringsten Eintrübung ihres Lächelns. Und die unzähligen Gründe, die sie ihr geben für das, was sie fühlt? *Du warst schon immer schwierig. Das ist kein Job für eine Englisch-Studentin. Du isst kein Fleisch, deshalb bist du ständig hungrig.* Und sie weiß, sie hat kein Recht dazu, kein Recht, und doch kann die Liebe die Frage, die durch den Toast aufkam, nicht zum Schweigen bringen: Soll das alles sein im Leben?

»Du kommst genau richtig«, sagt Dad, als sie die Klinke der Wetter-schutztür hinunterdrückt. Sie nehmen ihre Plätze um die Forelle ein. »Ich möchte nichts«, sagt sie von der Treppe aus. Niemand protestiert. Weil sie ihr altes Schlafzimmer nicht ausstehen kann, geht sie auf den Dachboden. Mit der Tür im Rücken lauscht sie im Dunkeln auf das leichte Klappern der Fenster, die feuchte Stille draußen, jede Stimme, jeden Klang von unten vom Nachhall verstärkt, doch meist sind die Geräusche dumpf, als sei die Dichte der Zeit in diesen Mauern zu schwer, eine Last, die jede Bewegung erstickt und aus jeder Lebensspur ein Symbol der eigenen Unwandelbarkeit macht: Nanas Singer-Nähmaschine mit Spinnweben an der Nadel, die Videokassetten im Kleiderschrank, ein Einmachglas voller Murmeln, alles still; Pyjamas auf einem Stuhl, das Bügeleisen aufrecht auf dem Brett, eine Tube Handcreme neben dem Waschbecken, ein Windspiel, alles still; Zeitschriften über Lederbuchrücken geworfen, der Kaffeefleck auf dem Empire-Sofa, still ... still auch die einzelne krumme Balustrade, der Metallrahmen inmitten der Vergoldungen, der Farbdruck unter den Ölbildern, der Leuchtturm, das Feld, der Vogel darin, still; still die Frühstücksflocken auf dem Küchenregal, die Tellerstapel in der Spüle, die durchnässten Stiefel bei der Hintertür, der Kranz, zu hässlich für vorne, Beaus leerer Napf und die Blumenkübel voller Schnee; still sind die Plastikwannen mit den zerknüllten Kleidern, das gefrorene Wasser in den Rohren, das Nest aus Fetzen und Resten, aus dem eine Handvoll neugeborener Mäuse, blind und haarlos, im Hof erschlagen wurden, ihre Knochen unter Schichten von Schmutz und Schnee und still, still, still, still.

Rohit

Es ist erstklassiges Gras, im Himalaja gezupft, durch ein Hemd gebügelt und in Gyaans Boxershorts nach Bombay geflogen, eklig, ja, aber hier sitzen sie und sprechen quälend langsam oder ungewöhnlich schnell, lassen Asche fallen vor einem Bildschirm, auf dem Komiker, die als Politiker verkleidet sind, eine Beerdigung für die Flagge der Conclave Partei vorbereiten, bevor eine Truppe der Bharat Brotherhood einen Steptanz auf dem Grab aufführt. Inzwischen kennt Rohit jede Einstellung, aber seine Freunde nicht, und ihr Gelächter bringt auch ihn zum Lachen, und bald kann es keiner von ihnen mehr kontrollieren; binnen Millisekunden nach jeder Slapsticknummer bricht eine elektrische Welle über ihre Gehirne herein, ihre Köpfe heben ab wie Ballons, bis ihre Hälse rau werden und ihre Lebern sich verknoten, und schließlich, endlich, flaut sie ab, obwohl das Video noch läuft, und Ifra nimmt entkräftet einen Schluck von ihrem Whisky und sagt: »Die Satire wird sterben, wenn der Despot an die Macht kommt.« Die Pranken auf dem Bauch wie ein Buddha, fügt Gyaan hinzu: »Wir sind längst über das *Wenn* hinaus. Die Hindus werden auf die Inder losgehen.« Aus Rohits Mund klänge so viel Überzeugung falsch. Er wurde in dem Jahr geboren, als die Märkte liberalisiert wurden, und jede Erinnerung an zerstörte Moscheen und brennende Züge ist zu undeutlich, um seine Begeisterung für den Anlass dieser Feier zu schmälern: Das Black-Box-Studio hat endlich seine eigene Adresse. Aber vor Gyaan oder Ifra etwas anderes als Grauen zu zeigen hieße, sich selbst als moralisch verkommen zu entlarven; also hört er zu, während sie über die Millionen Idioten herziehen, die bereit sind, den Hass an die Macht zu wählen.

In der ersten Gesprächspause fragt er, was sie von dem Video halten. Ifra bekräftigt dessen Bedeutung. Cyrus bestätigt, dass sie langsam zu ihrem Stil fänden. Manasi fragt, wann sie ihr erstes Showreel machen. Sie wollen natürlich nur nett sein, aber selbst nette Freunde sagen manchmal Dinge, die stimmen, und als Rohit später am Abend das Studio verlässt, wirft er seine Schlüssel hoch in die Februarluft und fängt sie mit der Grazie eines Cricketspielers wieder auf. Der Audi ist eine Erweiterung seines eigenen Tempos und seiner Flexibilität, die Bewegung läuft lautlos über die Achsen in die Räder. Nach der Arbeit nach Hause fahren fühlt sich an wie der Beweis, dass das Erwachsenenleben nun wirklich begonnen hat, und brauchte es noch irgendeinen anderen Grund, das Black-Box-Studio aus Imperial Heights zu verlegen? Seine Eltern ließen ihn zwar in Ruhe, Besucher konnten den Aufzug direkt in sein Stockwerk nehmen, und Mukta Bai kam nur zwei Mal am Tag hoch, einmal mit dem Mittagessen für ihn und Gyaan und dann um vier mit Tee. Aber ab sofort gehört dieses Verwöhntwerden der Vergangenheit an. Das Leben wird hart und grandios sein, und es wird Bestätigung mit sich bringen, in Juhu, dem Zuhause der Stars, seine eigene Miete zu zahlen. Er hupt drei Mal vor Freude, als er nach Bandra West abbiegt ... Oh, verdammt, Verkehrskontrolle.

Er fährt an die Seite, dreht die Scheibe runter, salzige Seeluft strömt herein. Da sind zwei Polizisten, einer dickbäuchig, einer pockennarbig: Ganesha und die Maus. »Führerschein«, sagt Ganesha im Licht einer safranfarbenen Reklametafel. *Bessere Zeiten kommen. Wählt gegen Korruption.* Rohit sollte stumm warten, während die Karte überprüft wird, er sollte »Sahib« sagen und sich entschuldigen, aber er kann so eine schmierige Nummer nicht ertragen. »Nette Falle«, sagt er. »Da warten, wo ich das Schild nicht sehen kann, weil es in einer Ecke steht.« Maus schaut ungehalten. »Haben Sie gegen die Regeln verstoßen oder nicht?« – »*Arey, mamu*«, sagt Rohit. »Ich bin in Mumbai geboren und das nicht erst gestern – Sie machen ja nur Ihren Job, richtig?« Ganesha streift die englischen Buchstaben auf dem Führerschein mit seiner Taschenlampe. Er muss der höherrangige sein; Maus schaut unsicher zu ihm hin. Rohit hat auf Marathi gesprochen, die Anwesenheit des einen Polizisten macht es dem anderen peinlich, einen anständigen

Kerl zu belästigen. Obwohl Narens Ankunft noch zwei Monate hin ist, sagt er: »Was kostet es? Ich muss meinen Bruder am Flughafen abholen. Er war zehn Jahre in Amerika und kommt jetzt für immer nach Hause.« – »Ist der Flughafen nicht in diese Richtung?«, fängt Maus an, aber es ist Ganeshas Sache, ihn zu befragen. »Hat es ihm dort nicht gepasst?« – »Doch, schon«, sagt Rohit, »aber jetzt möchte er für sein Land arbeiten.« Ganesha grinst. »Also hat er es auch begriffen. Gut. Wer wird das Land voranbringen, wenn nicht seine Jugend? – Jetzt fahr, und pass nächstes Mal besser auf, oder gibt's keinen Unterschied zwischen dir und irgendeinem *Bhaiya* auf seiner Rikscha?« Rohit nimmt den Führerschein. Vorbeistreichende Scheinwerfer beleuchten ein staubiges Polizeimotorrad. »Darf ich ihm einen Tee ausgeben?«, fragt er, und dreht sein Kinn zu Maus. »Sehen wir wie diese Art Polizisten aus?« Ganesha lacht und schlägt auf die Motorhaube. »Ich habe einen Jungen in deinem Alter, dem ich jeden Abend ins Gesicht sehen muss!«

Rohit salutiert zum Abschied. Arme Schlucker, von Naren inspiriert, verzichten sie darauf, ihr erbärmliches Einkommen aufzubessern. Selbst in Abwesenheit hat Naren diese Wirkung. Hatte Rohits Eile, mit seinem Studio umzuziehen, irgendwas mit der Rückkehr seines Bruders zu tun? Das letzte Mal hat er Naren bei dessen Examensfeier in Wharton gesehen, ein Totem von solcher Ernsthaftigkeit, dass Rohit den Impuls unterdrücken musste, die Hände hinter dem Rücken zu verschränken, wenn sie sich unterhielten. Damals wollte sein Vater, dass er ebenfalls Ingenieurwissenschaften studierte, und er ist zwar smart, er ist geschmeidig, aber eben nicht gründlich. Nachdem er ein Jahr bei den Aufnahmeprüfungen verloren hatte, waren seine Eltern froh, als er am Wilson College für einen Bachelorstudiengang in Mass Media aufgenommen wurde. Immerhin war er damit an einer Institution, in der sein Bruder nicht schon vor ihm seine Spuren hinterlassen hatte, und es dauerte nicht lange, bis er aufblühte. Dann gründeten die Hinterbänkler, mit denen er rumhing, eine Band, und er wurde ihr Manager und stand auf der Gästeliste von sämtlichen Nachtclubs in Mumbai; er kaufte Drinks für Mädchen, die älter waren als er. Nicht, dass Naren irgendetwas davon wüsste. Ein Altersunterschied von acht

Jahren bedeutet, dass er geliebt und auf dem Laufenden gehalten wurde, allerdings nur über Social Media. Auch Naren muss diese Distanz spüren. Eine Woche vor Weihnachten leitete er Rohit eine E-Mail von einer süßen Amerikanerin weiter, die sich für soziale Entwicklungen interessierte. Rohit schickte sie an Ifra, deren Boss Amanda für das India-Impact-Stipendium empfahl. Sie fliegt mit seinem Bruder her und wird eine Woche bei der Familie verbringen, obwohl Naren sie einfach nur als eine Freundin bezeichnet. Sie haben früher nie über Frauen gesprochen, und Rohit hofft, dass dies nun der Vergangenheit angehört. Er sieht sich schon Naren und Amanda durch die Stadt fahren, an Pubs und Cafés anhalten, wo alle Kellner und gelegentlich auch Promis seinen Namen kennen.

Es stimmt: Wo sein Bruder mit vierundzwanzig Ernsthaftigkeit besaß, hat Rohit Charme. Und er weiß natürlich, dass die Polizisten ihn wegen seines Charismas weiterfahren ließen. Er schaut in den Rückspiegel. Als Kind war er das kümmerliche Agashe-Gör, dunkler als seine Cousins, braunäugig, eine schäbige Kombination bei einem Sechsjährigen, aber genau das fesselt die Leute jetzt: jene eigentümliche Intensität seiner Augen, die eine Nuance heller sind als seine Haut und zugleich voller Glanz. Wie um das zu bestätigen, richtet sich der Wachmann mit einem echten Lächeln auf.

Im zwölften Stock liegt die Maisonettewohnung in tiefem Schlaf. Rohit schält sich aus seinem T-Shirt und plumpst auf sein Bett, die Laken kühl und frisch, der Mückenstecker leuchtet grün, ein Glas Eiswasser steht am Bett, und erst da merkt er, dass er Durst hat. Er atmet in den milchigen Duft seines Kissens. Bald wird er sich in wilden und wechselhaften Träumen verlieren, in jenem Königreich, das zwischen Jetzt und Morgen liegt, und während er sich ihm ergibt, befällt ihn plötzlich die Angst, nie wieder so geliebt und so mit sich im Reinen zu sein wie in diesem Augenblick.

Eine Stunde später liegt er immer noch wach, der Gedanke lässt ihn nicht los, dass die Polizisten die Bestechung weder seinetwegen noch Narens halber abgelehnt haben. Sie taten es für etwas Größeres. *Also hat er es auch begriffen*, hatte Ganesha gesagt. Und Rohit? Noch vor einem Jahr hat es genügt, einfach im Aufbruch zu sein. Noch vor einer

Stunde war ein Büro in Juhu Bestätigung genug. Aber die Welt ändert sich schnell, und er sorgt sich, dass die Videos, die er einst für innovativ hielt, doch zu sehr nur eine Nische bedienen. Er will ein episches Leben, ein Leben voller Authentizität und Relevanz. Wohin das führt, kann er nicht sagen, doch benannt zu haben, wohin nicht, ist schon mal ein Schritt in die richtige Richtung. Fürs Erste muss er nur seinen Impulsen treu bleiben, bis sich schließlich das große Ganze enthüllt. Und der eine Instinkt, dem er traut, die eine Fähigkeit, die ihn vorwärtsbringt, ist, dass er Bullshit erkennt, wenn er ihn sieht. Er will die Welt nehmen, wie sie ist; er will ihr mit geschwellter Brust entgegentreten, mit seinem ganzen Potenzial, und – weil er keine benennbaren Talente hat (aber wer kann schon sagen, was zum Vorschein kommt, welche Charakterzüge sich durchsetzen?) – äußert es sich in dieser exzessiven Energie, in diesem Gefühl, am Scheitelpunkt einer Epoche zu stehen, und er will im Zentrum sein, wenn alles zusammenkommt, mitten im Zentrum, und jung.

Naren

Am Frankfurter Flughafen vertieft das April-Licht seine Freude an der Hintergrundmusik – Bachs Cello-Suiten unter dem unsentimentalen Bogen von Pablo Casals – und an dem Gedanken, dass er jeden Augenblick Amanda treffen wird. Er hat sie seit seiner Zeit am College nicht mehr gesehen, und aus dem, woran er sich erinnert (sie postet kaum online), kann er sie jetzt in einem Kontext verorten, für den er damals, als sie sich kennenlernten, noch zu neu im Land war. Zum Beispiel liegt etwas von Schnee und Wald in ihren klaren Augen und ihrem fingergekämmten Haar, und ihr Kinn, das er früher zu maskulin gefunden hat, zeigt sich nun in einer kühlen, souveränen Schönheit von der Art, der Perlen gut stehen. Es sind Mädchen wie Amanda, die zu Frauen wie Cathy werden. Amanda müsste jetzt siebenundzwanzig sein, so alt wie er damals war. Aber der Gedanke an Cathy macht ihn unruhig, und so klickt er auf seinem iPad herum, um sich abzulenken. In einer historischen Wahl hat die Bharat Partei mit einer größeren Mehrheit triumphiert als jede Opposition seit der Unabhängigkeit. Ein Tweet nach dem anderen feiert die Rede des neuen Premierministers aus der Central Hall des Parlaments: sein Versprechen, die Korruption und die politische Lähmung zu beenden, in Jobs zu investieren und den heiligen Ganges zu reinigen – alles spontan auf Hindi, nicht auf Englisch. Fotos zeigen ihn, wie er den »Tempel der Demokratie« grüßt, der diesem Sohn eines armen Mannes sein Mandat erteilt hat. Seine Regierung, sagt er, werde alle mitnehmen, aber sie sei besonders den jungen Indern verpflichtet, die nach Ehre streben, ihre Hoffnung sei seine Verantwortung. Und alles, worum er bittet, sei, dass sie ihr Bestes für ihr Vaterland geben.

Bewegt von den Tränen des starken Mannes, vom Entzücken der Menge und von dem Gedanken, *dass er heimfliegt, heim*, bemerkt Naren Amanda erst, als sie direkt vor ihm steht und sagt: »Da bist du also.« Ihr Schal ein verblasster geblümter Fleck, als er sich zu ihr beugt und zurückweicht, bevor sein Kinn ihre Schulter berührt. »Gut siehst du aus«, sagt sie. »Und *du* erst!«, erwidert er, obwohl sie genauso aussieht wie immer: so mädchenhaft, wie sie ihre Tasche gegen die Schenkel presst, ihr Haar aus dem Gesicht streicht und sich dabei hinsetzt. Sie wärmen den glücklichen Zufall, der zu diesem Wiedersehen geführt hat, noch einmal auf, und die Tatsache, dass sie denselben Anschlussflug bekommen haben. Sie dankt ihm, dass er das Stipendium möglich gemacht hat, und er sagt ihr, sie solle seinem Bruder Rohit danken. Das bringt sie auf das Thema Verwandtschaft und darauf, wie Amerika in Bezug auf die Vergötterung der Familie Indien nähersteht als Europa. Es entspinnt sich ein Geplauder über Großstadt- versus Kleinstadtleben, und beide erzählen, wie sie in Letzterem gelandet sind, trotz ihrer schicken Abschlüsse von der UPenn. Es zeigt sich, dass die Richtung für Amanda nicht unerwartet war. Philadelphia ist die einzige Stadt, in der sie je gelebt hat. Während die Unterhaltung weiterläuft, lockern sich Narens Schultern, seine Stimme findet zu ihrer vertrauten Färbung zurück, und sein indischer Akzent, international abgeschliffen, erwacht zum Leben, als er seine Meinung über ihre beiden Länder vorträgt, seine Einsichten aus Dienstreisen, auch in andere Länder (dies ist erst ihr zweites Mal im Ausland), und Zitate aus einem kürzlich erschienenen Artikel im »Economist« – oder war es das »Wall Street Journal«? – über Indiens demografische Dividende.

»Sieh mal«, sagt er, »jedes Land hat irgendwann seine goldene Generation, die den Übergang in einen modernen Staat vorantreibt. Das heißt, sie schafft Wohlstand auf eine Weise, wie es weder ihre Väter konnten noch ihre Söhne je können werden. Wenn man mich fragt, was meine Generation zur goldenen macht: Indien hat 1947 seine politische Freiheit gewonnen und 1991 seine wirtschaftliche, aber erst bei dieser Wahl sind unsere politische und unsere unternehmerische Klasse auf eine Linie gebracht worden. Und das genau zum richtigen Zeitpunkt. Zwei Drittel unserer Bevölkerung ist unter fünfunddreißig. Kombiniert man

das mit einer Regierung, die auf industrielle Produktion setzt, könnten wir auf einen Schlag das größte Arbeitsheer und der größte Konsumentenmarkt der Welt werden!«

»Klingt aufregend«, sagt Amanda und wechselt dann zum Persönlichen, wie es Frauen oft tun, wenn ein Gespräch nicht spannend genug ist. »Kehrst du deshalb zurück?«

»Diesen Winter habe ich meine Greencard bekommen und dazu noch Stellenangebote von zwei Topfirmen in Manhattan. Es ist also nicht so, als hätte meine Arbeit keine Früchte getragen ... Nur: Ich habe seit einiger Zeit keinen Altar mehr, auf den ich diese Früchte legen könnte.«

Amanda findet es ein schönes Bild: »Als ich mich für das Stipendium bei India Impact beworben habe, musste ich oft an dieses Zitat von Willa Cather denken. Wenn du mal nach Jaffrey kommst, findest du es auf ihrem Grabstein: ›Das ist Glück; sich aufgelöst zu wissen in etwas Ganzem und Großem‹.«

Naren bezweifelt, dass ihr Satz das Thema trifft, sagt aber nichts dazu. Er nennt es interessant und ist zugleich verunsichert, weil sie eine Autorin zitiert, deren Namen er noch nie gehört hat, und verärgert über ihr Projekt in Indien – das übliche Ding der Weißen mit der Armut. »Um auf deine Frage zu kommen, was mich nach Indien zurückbringt, obwohl *zurück* das falsche Wort ist, *vorwärts* träfe es besser ... offen gestanden sind es die Zahlen. In dreißig Jahren wird die indische Wirtschaft die amerikanische überholt haben. Landsworth, die Beratungsfirma, für die ich arbeiten werde, verlegt schon jetzt ihre Standorte entsprechend. Die Finanzströme tun dasselbe. Mein Punkt ist: Die Wall Street mag sich vielleicht erholen, doch die Zukunft liegt nicht im Westen, sondern im Osten.«

»Wahnsinn, das ist ja toll«, sagt Amanda, und das ist zwar nur ein Spruch, doch Naren hat das Gefühl, sie haben die gemeinsame Ebene, die sie ansteuerten, aus dem Blick verloren. Er versucht, den Kurs zu korrigieren, doch ihre Antworten fallen immer kürzer aus, und schließlich gähnt sie laut wie ein Kind: »Ich bin so müde, Naren. Meinst du, ich kann hier schlafen?«

Klar, wenn sie müde ist. Sie schiebt ihre Tasche als Kissen unter den Kopf und streckt sich mit beneidenswerter Nonchalance über die Nach-

barsitze aus. Was sollte das alles – der Akzent, die archaischen Sätze? Früchte auf dem Altar? Amanda ist vielleicht hellhäutiger als Cathy, doch er ist schon lange genug in der Welt unterwegs, um zu wissen, dass dieses Bauernhaus in Jaffrey nicht das Tudorhaus in Weston ist, dass sie ihr Haar noch immer mit den Fingern kämmt, und während die Erwähnung bestimmter Presseorgane manche Augen zum Leuchten bringen, reagiert Amanda darauf eher panisch. Er versucht nicht, sie zu beeindrucken – wenn es doch nur so harmlos wäre –, doch angesichts ihrer beider Herkunft war sein Kommentar zu Ost-West alles andere als passend. Er schaut über den Rand seines iPads und sieht, dass ihr Atem langsamer wird. Ihr zweiter Auslandsaufenthalt. Es ist also doch kein Zufall, dass sie auf demselben Flug sind. Sie hat ihre Reise so gebucht, dass sie mit ihm zusammen ankommt, ihr Stipendium beginnt erst später in diesem Monat, und indem sie seine höfliche Einladung, eine Woche bei seiner Familie zu wohnen, so umstandslos annahm, sicherte sie sich damit zugleich einen verlässlichen Anlaufpunkt in der neuen Welt. Eine Kämpferin, provinziell, ohne Cathys Weltgewandtheit oder Intellektualität, doch immerhin mit einiger Grazie. Selbst im Schlaf öffnet sich ihr Mund nicht. Ihr helles Haar, in der Mitte gescheitelt, fängt das Sonnenlicht ein, das schräg durch die hohen Fenster fällt. Ihr Schal ist nicht mit Blumen, sondern mit Vögeln bedruckt, ihre Retro-Jeans mit hoher Taille haben eine abgetragene Nachlässigkeit und wirken seit Ewigkeiten mit ihr verwachsen ... und auch wenn das Jackett über ihrer Brust wie ein Panzer anmutet und ihr Knochengestüt zu eckig, um es mit den Liegenden aller Museen der westlichen Welt zu vergleichen, erinnert sie ihn dennoch durch ihre gleichzeitige Offenheit und Verletzlichkeit an diese und an seine hart erkämpfte Erkenntnis, dass die Vision der Künstler niemals für seinesgleichen bestimmt war, seine Meinung nicht zählte, seine Nostalgie nur Ersatz ... *Stopp!* In einem schwachen Moment verleiht man den Dingen schnell zu viel Symbolcharakter.

Später im Flugzeug ist Naren erleichtert, dass sie nicht nebeneinandersitzen und Amanda keinen Versuch unternimmt, das zu ändern. Als sie endlich landen, sind beide zu übermüdet, um viel miteinander zu reden. Das Terminal ist hellwach, die Ankunftshalle eine einzige Durch-

gangsstraße. Unter dem Begrüßungsschild – *Indian at Heart, Global in Spirit* – sind die Schlangen bei der Einreise beschämend lang. Das ist der neue privatisierte Flughafen mit seinem beeindruckenden Deckengewölbe und dem erstklassigen Service, aber was sollen die Behörden machen, wenn so viele Menschen kommen? Erst nach Mitternacht erreichen sie den Ausgang. Die Luft draußen ist schwül und benzingschwängert, und doch ist es eine Erleichterung, Amanda gegenüber nicht mehr all die Unbequemlichkeiten des Flughafens rechtfertigen zu müssen, auch wenn sie selbst zu höflich ist, um sich zu beklagen. Und da ist Rohit – er winkt über die Wand aus Köpfen, Schildern und Absperrungen hinweg, und die Umarmung würde weit weniger steif ausfallen, wäre Amanda nicht dabei, doch immerhin leuchten die Augen der Brüder. Rohit trägt ein weißes Hemd über den Shorts und Wildledermokassins. Sein Haar ist zu einem Faux-Hawk gegelt. Er sieht immer noch jungenhaft aus, doch aus der Art, wie er sich Amanda vorstellt und ganz selbstverständlich ihren Koffer nimmt, aus seinem halben Lächeln und flüchtigen Blinzeln, als schwebe er ein bisschen über dem Geschehen, aus all dem schließt Naren, dass er ein Gespür fürs Geschäft hat. Sie erreichen das Parkhaus. Die Agashes haben zwar einen Fahrer, doch auch einen nagelneuen Audi, und Rohit ist aus Vergnügen am Auto selbst gefahren. Er brettert los, als wäre er mit dem Lenkrad verwachsen, plaudert dabei mit Amanda, stellt kluge Fragen zum sozialen Bereich und preist seine großartigen Freunde von Freunden aus diesem Feld; er wird sie mit allen vernetzen.

So spät in der Nacht kommen sie auf dem Expressway schnell voran. Auf beiden Seiten steigen und fallen die Lichter der Großstadt wie Klavierläufe, die Slums darunter liegen im Dunkeln, und Narens Brust füllt sich angesichts der plötzlichen Weite schwarzen Wassers, in dem sich die neue Sea-Link-Brücke und die Skyline von Worli spiegeln. Dann biegt Rohit nach Bandra West ab und erinnert Naren damit daran, dass ihre Familie nicht mehr in den gedrungenen Gebäuden im Osten lebt. Die nächtlichen Geschäftsstraßen führen zum stillen Pali Hill und auf dessen Höhe zu einem großen schmiedeeisernen Tor. Imperial Heights. Selbst nach fünf Jahren wirkt das Hochhaus noch neu, als hätte sich der Baustaub noch nicht ganz verflüchtigt. Wenn der Glanz der marmorge-

täfelten Halle einmal ein wenig abgeschliffen ist, wird sie an Charme gewinnen, denkt Naren. Ein Wachmann begrüßt sie, ein zweiter nimmt ihr Gepäck, ein dritter holt den Aufzug. Dann fahren sie hoch, hoch und höher, bis sich die Fahrstuhltür vor den Gesichtern seiner Eltern öffnet. Wie klein sie plötzlich wirken, vielleicht vom Alter geschrumpft, vielleicht aber auch, weil er inzwischen an amerikanische Körpermaße gewöhnt ist. »Ihr seid nicht am Flughafen gewesen, trotz allem, was ich Amanda über die indische Willkommenskultur erzählt habe«, scherzt er. »Das holen wir nach, Naren«, gibt Aai zurück, und Baba hängt sich von hinten an seinen Hals, doch sie vergießen keine Tränen. Die alte Mukta Bai aber weint, als sie seine Hände nimmt und sagt: »Aaley Naren Baba.« Der schwere Geruch nach Kokosnussöl und Schweiß. Er wendet sich ab, peinlich berührt von ihrer Vertraulichkeit, doch hat sie in seiner Kindheit seinen Leib massiert, und nun bereut er es schon, nicht eingeschritten zu sein, als seine Mutter sie wegschickt.

Die Maisonettewohnung ist imposanter, als sie auf den Fotos gewirkt hat. Vom Balkon aus hat man einen Blick über die ganze Stadt, und die Wandgestaltung erinnert ein wenig an den ambitionierten Flughafen. Die alten Lampenschirme sind abgehängten Decken mit indirektem Licht gewichen, die Hindugötter wurden von gerahmten Spiegeln und Metallreliefs ersetzt, und während das *global in spirit* sich in weißen Sofas und bodentiefen Fenstern ausdrückt, wird das *indian at heart* von den purpurroten Kissen, einem Messing-Ganesha und Palmen bewahrt. Als Baba ihr angestammtes Land verkauft hatte, war diese Wohnung sein erster Erwerb, ein Stockwerk für jeden Sohn nach dem Tod der Eltern, doch für Naren, in weiter Ferne auf einem anderen Kontinent, fühlte sich der Verkauf der alten Wohnung in Bandra East wie die Zerstörung eines sicheren Hafens an, sodass eine Rückkehr in die Sicherheit und Regelmäßigkeit der Kindheit nicht mehr möglich war. Derlei Empfindungen erscheinen ihm jetzt erstaunlich. Entweder er war so sehr gefangen in der amerikanischen Fetischisierung des Self-mademan oder so zuversichtlich, niemals das Vermögen seiner Eltern brauchen zu müssen, welches, alles in allem, zwar in Rupien gerechnet beträchtlich war, doch nicht in Dollar, dass er dieses Kapital nicht für

seines hielt, ja nicht einmal dessen Größe realisierte – jetzt, tief in den Polstern versunken, dem Neuen zugewandt ohne das geringste Bedauern über Verflossenes. Tatsächlich hat er schon die Rolle desjenigen angenommen, der gar kein anderes Zuhause haben könnte. Auf dem Weg hierher hatte er Bemerkungen zum Grundbesitz der Agashes eingeflochten, zu ihrem Personal, gar ihrer Kaste, wobei das Letzte seiner Progressivität Abbruch tat, sodass er sich entschloss zu schweigen und die Umstände für sich sprechen zu lassen. Als Amanda dem Mädchen, das auf einem Tablett den eiskalten Guavensaft serviert, geradezu überschwänglich dankt, fragt er nur, als gehörte das Mädchen schon immer zum Inventar: »Coke nahin hai?« Gibt es keine Cola?

Dann lehnt er sich zurück und überlässt seiner Mutter die ersten Förmlichkeiten mit Amanda. Ihr Schulenglisch passt so gut zu diesem Ambiente, dass man meinen könnte, nicht die Gegenwart der Agashes sei eine Abweichung, sondern ihre Vergangenheit ... bis Amanda die Holzarbeiten lobt. Aai berichtet, nichts davon sei vorgefertigt gewesen. Sie selbst habe die Tischler überwacht, »Innenarchitekten sind solche Tyrannen«, und sich alles beigebracht, was man über Furniere wissen müsse. Lange hält sie sich bei ihren Entscheidungen über dieses und jenes auf, ohne damit anzugeben, sie teilt einfach ihre Begeisterung für all die neuen Dinge, die sie gelernt hat, als sie zum ersten Mal nach dreißig Jahren wieder eine Wohnung einrichtete. Naren errötet, als Amanda sich zu ihm dreht und fragt: »Bist du hier in dieser Wohnung aufgewachsen?« Aai erklärt, dass Imperial Heights erst vor fünf Jahren fertig geworden ist. »Dann siehst du dein neues Zuhause heute zum ersten Mal?«, fragt Amanda. Naren gibt es zu; es ist ihm peinlich, es nicht längst selbst erwähnt zu haben. »Wirklich? Wie aufregend!«, ruft Amanda. Dann bietet Baba eine Besichtigungstour an, und alle springen freudig auf wie Kinder zu einem Ausflug, wenden den Blick dahin und dorthin, als er die baulichen Besonderheiten herausstreicht, etwa dass eine Toilette abgebaut werden musste, um der Innentreppe Raum zu schaffen. An jeder Tür zögert Amanda kurz, bis Narens Eltern sie in die Zimmer führen, die auch sie jetzt mit neuen Augen sehen. Höflich weist Amanda auf eine chinesische Lampe oder einen seidenen Bettüberwurf hin, während Aai fast entschuldigend gesteht, wie neu ihr all das noch ist.

Auf der Treppe in den oberen Stock spürt Naren jeden Muskel seines Gesichts. Er ist hin- und hergerissen, ob er mitspielen soll oder nicht – oder nicht mit seinen Eltern, sondern nur mit Rohit, der ihn immer wieder mit diesem wissenden Lächeln ansieht, als wüssten sie beide, dass sie nur Zuschauer einer Zirkusvorstellung sind. Um dem allen aus dem Weg zu gehen, entschuldigt er sich. In der Küche wärmt das neue Hausmädchen das Abendessen auf. Er weiß nicht, wie sie heißt, und sie scheint unsicher, was sie tun soll, außer ihm auf die Füße zu schauen, bis Aai reingerauscht kommt: »Alles in Ordnung, Naren?«, fragt sie aufgeregt wie ein Kind. »Wollte mir nur Wasser holen«, antwortet Naren. Durch seine Hilflosigkeit wird sie wieder zur Mutter und ruft: »Aber du weißt doch gar nicht, wo alles ist!« Mit der alten Selbstsicherheit öffnet sie routiniert eine der zahllosen gleichförmigen Schubladen, nimmt ein Kristallglas heraus, füllt es aus einem Hahn am Kühlschrank und hält es ihm hin. Der schüchterne Stolz dieser Geste lässt Naren bemerken, dass sie endlich allein sind und er seine Bewunderung für alles ausdrücken kann, was Baba erreicht und sie in Taten umgesetzt hat. »Du hast alles hier ganz großartig eingerichtet«, sagt er, und sie antwortet: »Ich freue mich, dass es dir gefällt, Naren. Ich dachte nämlich schon, du hast in Amerika bestimmt viel schönere Wohnungen gesehen. Aber dann habe ich mir gesagt: Vielleicht hat er einfach nur Jetlag oder vermisst sein altes Zuhause.«

Rohit

Er ist noch gar nicht richtig wach, um ihn herum der warme Duft von Rührei und das nette Geplauder der Familie, als Sita die Tür öffnet. »Kedar, was machst denn du hier? Komm rein!«, sagt Aai, und er zieht die staubigen Sneakers aus und antwortet auf Marathi: »Ich habe online gesehen, dass Naren da ist. Ich bin gerade in Mumbai, da dachte ich, ich komm einfach mal vorbei.« Das ist typisch für seinen Cousin, einfach so ohne jede Vorwarnung aufzutauchen. »Kedar«, sagt Naren, und Kedar antwortet: »Dada«. Rohit kann sich nicht erinnern, wann er Naren zuletzt so genannt hat, und er fragt sich, ob Kedar es ironisch gemeint hat, jedenfalls bestätigt sich ihre Entfremdung, als Naren stehen bleibt, während Kedar einen Schritt auf ihn zu macht, sodass es nicht zu einer Umarmung kommt. Aai stellt Amanda sofort als »Narens Studienkollegin« vor, damit gar nicht erst ein falscher Eindruck entsteht. Ihre aufmerksame Begrüßung lässt Rohit darüber nachdenken, wie Kedar wohl auf Fremde wirken mag. Er könnte für einen Perser gehalten werden, dank Chitra Kakis heller Haut und Ravi Kakas Größe, doch was auch immer von diesem ersten Eindruck geblieben sein mag, wird in dem Moment zerstört, da er den Mund aufmacht. »Heylo«, sagt er mit seinem fetten Marathi-Akzent, ohne die Schüchternheit seiner Jugendjahre. Als Baba fragt, was er trinken möchte, antwortet Kedar: »Nur Wasser, bitte«, und wendet sich dann an Naren, ohne weiter von Amanda Notiz zu nehmen: »Also ist die Party im Westen vorbei?«

»Würde eher sagen, sie fängt hier gerade an«, antwortet Naren scherzend.

»Echt?«, fragt Kedar.

Aai bestreicht ihren Toast mit Mangomarmelade und sagt: »Unser Kedar ist jetzt ein Journalist.«

Naren fragt: »Vermutlich für den ›Express‹?«

»Für ›Nayibhumi‹«, antwortet Kedar, »aber als Freier auch noch für andere. Keine Zeitungen, die du hier in Bandra finden würdest – sie schreiben für Hindi- und Marathi-Leser.«

Rohit wäre ein besserer Gastgeber, wenn Kedar ihn nicht verärgert hätte, indem er bei seinem letzten Besuch im Studio krakeelte: »Echt toll hier, Mann! Aber wahrscheinlich kein Kunststück, wenn Baba die Knete beisteuert.« Als wäre das Vermögen der Eltern eine Erbsünde, für die man büßen müsste. Diesmal hatte Rohit nicht übel Lust, seinem Cousin zu verklickern, dass man im Leben nicht allein bekommt, was der eigene Einsatz verdient, sondern dass es darum geht, aus dem vorhandenen Kapital etwas zu machen. Doch der Fokus liegt heute auf Kedar, der keinerlei Anstalten macht, seine mangelnde Kultiviertheit zu verbergen (sehr zu Narens Verdruss), und auch noch all seine Defizite wie ein Ehrenabzeichen vor sich herträgt.

»Bist du zum Arbeiten in Bombay?«, fragt Baba.

»Ich lasse mir bei einem FIA-Antrag helfen.«

»Interessant«, wirft Naren ein.

Baba erklärt Amanda: »Er spricht von unserem *Freedom of Information Act*. Früher konnte man in Indien keine öffentlichen Unterlagen anfordern wie in Amerika. Heute kann selbst jeder Straßenfeger bei einer Behörde Auskunft verlangen.«

Aai fügt hinzu: »Es ist wirklich ironisch. Die Conclave Partei hat diese Verordnung selbst beschlossen – und dann wurde sie dazu genutzt, all ihre eigenen Machenschaften aufzudecken. Ha, ha. Das hat die Mittelklasse aus ihrem Schlummer gerissen.«

Amanda fragt, was diese Partei motiviert hat. Baba sagt: »Die haben auf dem ganz hohen Ross gesessen und ständig von Transparenz gefaselt, doch es gab Druck auf allen Ebenen. Anwälte, Aktivisten, Demos gegen Korruption ...«

Das Gespräch wendet sich den zahllosen Skandalen zu: im Wohnungsbau, bei Versicherungen, beim Benzin; der Fäulnis in den sozialen Hilfsfonds und den Enthüllungen über das Telekommunikations-

Verteidigungs- und Bergbauministerium. Alle reden sich in Rage, außer Kedar, der schweigend zuhört.

Aai schließt: »Zum ersten Mal haben wir für die Bharat Partei gestimmt. Es blieb uns keine andere Wahl.«

»Oh, es gab sehr wohl eine Wahl«, meldet sich Kedar, »die zwischen einer schwachen Regierung und dem Faschismus.«

Alle am Tisch verstummen. Rohit ist hellwach und würde am liebsten loslachen. Wo hatte dieser farblose Cousin bloß das selbstgerechte Gehabe her? Aber Naren ist überrumpelt und macht ein Gesicht, als hätte er Spülwasser getrunken. »Also Faschismus ist wohl stark übertrieben«, sagt er. »Die Bharat Partei hat ihre sektiererischen Spielchen veranstaltet, um bekannt zu werden. Alle Parteien entwickeln sich weiter. Warum ist sie denn gewählt worden? Doch sicher nicht wegen des Versprechens, einen hinduistischen Staat zu errichten. Die Menschen haben für Entwicklung unter einem starken Führer gestimmt. Schon am Tag nach der Wahl erreichte der Aktienmarkt ein Allzeithoch!«

Kedar spitzt die Lippen: »Die Menschen in Mumbai haben eine Girlande um den Markt gelegt, als wäre es Lakshmi selbst, auf dass die Geldscheine von ihren Händen zu ihren Lotosfüßen herabrieseln. Nehmt's mir nicht übel, aber unter diesem Lotos steigt der Sumpf. Für einen Bauern im Konkan ist Entwicklung keine Zahl, kein wachsendes Einkommen. Für ihn geht es darum, Pestizide saufen zu müssen, weil ihm sein Feld mit Waffengewalt genommen wurde.«

»Sita!«, ruft Aai in einem Ton, den sie gegenüber den Hausmädchen sonst nie anspricht. »Paani kahaan hai?« – Wie lange sollen wir denn noch warten? Wer weiß, was sie so aufgebracht hat, aber Sita geht kein Risiko ein und kommt sofort mit einem Krug und Wassergläsern aus der Küche geeilt. Aai sagt: »Sie ist neu hier, das ist das Problem.«

Wie vor einer Heiligen verschwindet jede Anspannung aus Kedars Gesicht. Er beugt sich zu dem erschrockenen Mädchen und sagt mit ausgesuchter Höflichkeit: »Vielen Dank, Didi!« Sita tritt unter Verbeugungen rückwärts den Weg in die Küche an. Kedar trinkt einen Schluck. »Tut mir leid, Naren, wir blamieren dich.«

»Überhaupt nicht«, erwidert Naren ein wenig zu spitz. Baba entschuldigt sich und verlässt den Raum. Aai bringt das Gespräch auf

Amandas Stipendium, doch der Faden ist gerissen, und als Kedar aufsteht, um zu gehen, hält ihn niemand zurück. Als letzte höfliche Geste, besteht Aai darauf, dass er sein Glas auf dem Tisch stehen lässt, doch er trägt es zu Sita in die Küche. Kaum hat er die Tür hinter sich geschlossen, sagt Naren: »Die Korruption, zu der er recherchiert, bildete geradezu das Fundament der letzten Regierung. Was soll man auch erwarten, wenn eine einzige Familie jahrzehntlang die Regierung stellt? Jetzt versuchen die Nationalisten, den Sumpf trockenzuliegen, und haben dafür nun sogar eine Mehrheit im Parlament, aber diese gottverdammten Journalisten sind vollkommen auf ihren Pessimismus fixiert!«

Rohit hat nichts übrig für Kedars Ansichten, doch Narens Insistieren erschreckt ihn. »Das ist eben Kedar«, sagt er und legt sein eierverschmiertes Besteck auf den Tisch. »Er war schon als Kind komisch, und jetzt ist er Journalist, und Worte sind die einzige Währung, die er besitzt.«

Und was auch immer Amanda denkt, sie sagt nun: »Ich fand ihn sehr lustig. Als käme er direkt aus einem Wes-Anderson-Film.«

Alle lachen, auch Aai, die nie einen Film von Wes Anderson gesehen hat, aber versteht, was gemeint ist, und Rohit findet Amanda immer sympathischer, weil er Leute mag, die das Talent haben, in allem die heitere Seite zu sehen. Doch Kedars kritische Haltung wirft einen Schatten auf den Tag.

Sie haben das übliche touristische Programm absolviert, die neogotischen Wasserspeier am Fort fotografiert und die botanischen Zeichnungen im Prince-of-Wales-Museum angeschaut; jetzt fährt Rohit sie in die pittoresken Gassen des Chor Bazaar. Amanda ist entzückt vom Geruch nach Fleisch und Rosenwasser, vom Geschrei der Antiquitätenhändler, von den Rufen der Muezzins aus einem Dutzend Moscheen, doch die Wut in Narens Gesicht, als er eine Kokosnussschale mit seinem Lackschuh wegstößt, macht Rohit klar, dass er die Situation völlig falsch eingeschätzt hatte. Exotische Gassen und abgerockte Mietskasernen sind nicht das New India, das seinen Bruder zurückgebracht hat und das er leidenschaftlich verteidigt. Aber für Besucher gibt es nicht viel zu sehen, jedenfalls nicht genug, um zu beweisen, dass der neue Premierminister genau der ist, den das Land braucht, um sein brodelndes Potenzial zu

entfalten. Die Wirtschaftszentren sind noch immer grau von Staub und eingefasst von stinkenden Abwasserläufen, das erhebende Gefühl, über die Sea-Link-Brücke zu fahren, verpufft nach der Ausfahrt im Stau in den Slums. Nur die Shoppingmalls mit ihren Bowlingbahnen und regenbogenfarbenen Eiswerbungen sind beeindruckend, doch schlendert man an den Luxusläden im High Street Phoenix vorbei, ist es beschämend, auf diese krasse Modernität stolz zu sein und nicht jenes alte, kultivierte Volk zu repräsentieren, das sich Amanda vorgestellt hat.

Auf der Rückfahrt schieben sich die Schornsteine der stillgelegten Baumwollfabriken vor die glitzernden Glasflächen der blauen Wolkenkratzer, an deren Westfassaden sich das Licht bricht. Im erschöpften Schweigen fühlt sich Rohit gefangen zwischen dem, was Amanda zu finden hofft, und dem, was Naren zu zeigen versucht. Zumindest in Bombay ist New India keine Aussicht, sondern ein Augenblick: ungebildete Hausmädchen verschicken Emojis, Expats unternehmen un-touristisches Zeug, kaufen Avocados von Schubkarren, stürzen sich ins Nachtleben. Er schlägt vor, in sein Studio zu fahren. Als sie Juhu erreichen, sind Gyaan und Cyrus da und begrüßen sie. Rohit stellt Gyaan als den Mann hinter der Kamera vor, Cyrus als den davor und sich selbst als denjenigen, der alles zusammenbringt. »Wenn ich ein Ökosystem hinkriege, das Leuten die Energie gibt, brillante Sachen zu machen, dann habe ich mein Ziel erreicht«, sagt er. Amanda bestätigt ihm, wie generös das ist. »Glaub aber bloß nicht, er macht irgendwas, ohne dafür bezahlt zu werden«, wirft Cyrus ein. Alle lachen, außer Naren. Black Box wirkt nicht schlecht für ein Start-up, sie haben Macs und Canons, lederne Sitzsäcke, eine Espressomaschine, doch wie die Stadt selbst ist auch das Studio nach wie vor ein work in progress. In den Augen eines Besuchers ist es noch immer ein Zweimannunternehmen im Zwischengeschoss einer maroden Mall, mit einer simplen Ausstattung und geklauter Software. Was auch okay ist. Den Ball flach zu halten ist eine bewusste Entscheidung. Abgesehen von der richtigen Adresse spielt der eigentliche Raum kaum noch eine Rolle in der virtuellen Welt, wo man Teams aus nomadisierenden Freelancern zusammenbastelt, Kunden durch persönliche Empfehlung findet, Flyer in Cafés gestaltet und sein Equipment projektweise anmietet – denn wa-

rum sollte man irgendwas kaufen, wenn die Geräte sowieso nach drei Monaten veraltet sind? Doch Naren gehört einer Generation an, die noch immer etwas Greifbares braucht, um beeindruckt zu sein.

Um einen Eindruck ihres Unternehmens zu vermitteln, zeigt Gyaan das Showreel. Es ist todschick, mit topmodernen Markenartikeln, die über den Bildschirm fliegen, Drohnenaufnahmen von Wolkenkratzern und Slums, hochmütigen Gesichtern brauner Supermodels, Teens, die im grellen Neonlicht tanzen – Amanda klatscht Beifall, und Naren spitzt die Lippen, als wäre er beeindruckt, doch als es vorbei ist, fragt er, ob sie auch »etwas Richtiges« plant. »Filme natürlich«, sagt Gyaan. »Aber ein Film ist keine Werbung. Wenn man als Künstler seinen Namen druntersetzt, sollte man vorher ganz genau wissen, was man macht. Wir sind immer noch dabei, unser Handwerk zu lernen ...« Normalerweise beteiligt sich Rohit an diesem Gequatsche, aber jetzt pulsiert die Ader an seiner Schläfe. Gyaan trägt dieselben Klamotten wie bei ihrer ersten Begegnung auf einer Party, schlapperige Jeans und ein T-Shirt mit dem Aufdruck: *Here for Content*. In dem Sommer, als Rohit sein Examen machte, war »Content« das Modewort; es bezeichnete alles in den Medien, was das Gegenteil von konservativ war; das Internet explodierte in Indien, und der Kuchen ist noch immer groß genug – es gibt über tausend Businesses wie die Box in Bombay, und Rohit kennt nicht eines, das kein Geld verdient –, und dennoch ist er unruhig. Er würde gern einen richtigen Film machen oder zumindest daran teilhaben, doch er ist nur der Dealmaker. Gyaan sieht sich als Künstler, und Bollywood auch nur zu erwähnen, hieße, sich zu prostituieren. Die Anspannung des Tages mündet in Verstimmung. Während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit hat Naren ausschließlich Aai angerufen, und Rohit blieb nichts anderes übrig, als einfach zu akzeptieren, dass er ehrgeizig war und seine Zeit zu kostbar, und der einzige Beweis, dass sie sich je nahe gekommen waren, sind die Narben auf Rohits Unterarm, wo Naren ihn einmal gebissen hat, als sie auf dem Bett ihrer Eltern miteinander rangen. Dennoch hat er seinen Bruder willkommen geheißen in der herzerreißenden Hoffnung auf einen Neuanfang, doch Naren interessiert sich allein dafür, welchen Eindruck er bei einem weißen Mädchen hinterlässt. Kedar hatte schon recht als er sagte: »Tut mir leid, Naren, *wir* blamieren dich.«

Als sie aufbrechen, erinnert Cyrus ihn an eine Party auf der Terrasse seines Freundes, um Ifras Aufnahme in die »30 under 30«-Liste des »India Forum« zu feiern. Sie kommen in Versova an, als die Sonne gerade untergeht. Meer und Himmel präsentieren sich in Sorbet-Farben, etwa vierzig Gäste sind da, zwei Drittel erkennt er sofort, die anderen sehen vage bekannt aus. Das hier ist Rohits Scene, und seine Adern weiten sich in der sanften Luft und mit der Erregung, ständig Leuten zu begegnen, die man kennt, in Gesellschaft anderer, die sich untereinander noch nicht kennen und die man zusammenbringt. Sie flanieren unter den schummerig beleuchteten Palmen, um sie herum klingen Gläser, und endlich hat er sie beide begeistert: Amanda, weil sie unter Insidern ist an einem Ort, der in keinem Reiseführer steht, und Naren von den Melonen-Martinis und dem Camembert. Eher überraschend ist Narens Freude über seine Gesellschaft – erst Manasi, jetzt Cys Freund Jay –, und in seinen Beiträgen zu Themen wie Gastronomie oder Kunst erkennt Rohit den Weltbürger, der sein Bruder geworden ist, doch spürt er dabei nicht mehr den Impuls, seine Arme hinter dem Rücken zu verschränken. Naren trägt ein pinkfarbenedes Chambray-Hemd über beigen Chinos und so herrliche Lederslipper, dass man sie am liebsten anfassen würde. Er hatte darauf bestanden, zu Hause vorbeizufahren, um sich umzuziehen. Eine solche Sorgfalt, was Kleidung betrifft, bei einem Mann, der nicht gerade extravagant wirkt, verrät Unsicherheit, ebenso die Veränderung im Tonfall, wenn er sein amerikanisches Englisch mit dem heimischen Singsang in Balance zu bringen versucht. Nicht dass ein aufgeplusterter Provinzler wie Kedar Rohits Ideal von Authentizität wäre. Was es jedoch ist, das muss er noch herausfinden.

Er scannt die Terrasse. Wie sehr sich diese Leute auch anstrengen – Haare färben, Tattoos stechen lassen oder unter den weltweit ersten Tausend sein, die einen Hashtag benutzen –, sie imitieren sich doch allesamt gegenseitig. Nach Jahren, in denen sie sich von sittsam-konservativen Lehrern und Eltern missverstanden gefühlt hatten, vereinte sie im College der Kick, genau das gemeinsam erlebt zu haben. Mit wenigen Ausnahmen waren ihre Eltern zu spät reich geworden, um sie ohne Stipendium auf internationale Schulen oder Colleges ins Ausland schicken zu können, doch alle sprachen besser Englisch als ihre Mutter-

sprache, und sie erkannten einander am Stallgeruch. Sie trugen auffallende Kleidung, fuhren ihre eigenen Autos, gern auch betrunken, und selbst wenn sie vorglühen mussten, konnten sie sich doch jede Woche Drinks im Blue Frog leisten. Welche Fähigkeiten Rohit aus dem College mitgenommen hat, kann er nicht sagen, doch er beendete seine Studienzeit mit einem Netzwerk von zweitausend Freunden aus den Top-Colleges der Stadt. Sie schlugen immer größere Wellen, zum Teil, weil sie in Bereiche wie Film, Fernsehen und Werbung vordrangen, zum Teil auch, weil sie zu Magneten für ähnliche Träumer überall im Land und auf dem ganzen Globus wurden, und nach ein oder zwei Jahren kannte jeder einen Promi oder war auf dem Weg, selbst einer zu werden. Alle waren ständig online, retweeteten oder trollten gar, was Rohit das Gefühl gab, sie seien die Stimme einer Generation, doch seit ihrem kollektiven Schock durch den massiven Wahlsieg der Bharat Partei hatte sich sein Verdacht erhärtet: Was er einst für eine ganze Generation gehalten hatte, war in Wirklichkeit nur eine Clique.

Rohit löste sich und ging an die Bar. Hinter einem lauten Cocktailshaker sieht Ifra fantastisch aus in ihrem olivfarbenen Jumpsuit und High Heels, und Gyaans Genialität wird von seinem Arm um ihre Hüfte unterstrichen, doch das Bild verdüstert sich, als ihr Gespräch auf die Wahlen kommt. Sie sind alle außer sich darüber, dass ein Mann mit Blut an den Händen von der Nation den Regierungsauftrag bekommen hat. Doch sie weiden sich an ihrer Exklusivität, und das ist nicht das Anderssein verstaubter Dichter im Gefängnis, sondern die Überheblichkeit junger Leute im Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zur In-Crowd. Der Barkeeper setzt sein breitestes Lächeln auf, während er einen perfekten Mojito zaubert, die Zitrone scharf, die Minze frisch, doch Rohits Mund bleibt trocken. Was eine vorübergehende Angst gewesen war, ist inzwischen chronisch geworden. Er ist überarbeitet und kann nicht mehr erkennen, zu welchem Ganzen sich das alles fügen soll, er ist mehr als vernetzt, fühlt sich aber nicht länger im Zentrum des Geschehens, und Haschisch genügt nicht mehr, um die Erwartungen, die seine Altersgenossen an sich selbst stellen, abzufedern. Ihre Eltern haben jeden Tag von neun bis fünf malocht, damit sie es mal besser haben sollten, wenn nicht sogar die Welt verändern. Er will sei-

nen Drink runterstürzen und abhauen, aber er ist mit Gästen hier, und sein Blick wandert von einem geschminkten Gesicht zum nächsten, bis er bei Amanda landet. Sie trägt Denim-Shorts, ohne sich darum zu kümmern, wie *nineties* das ist, ein Baumwolltop, so weich und ausgebleicht wie ein Blatt aus einem uralten Buch, und einen blauen Stein aus dem Atlantik über der Brust. Da steht sie jetzt am anderen Ende der Welt, und doch kann er sich nicht vorstellen, dass sie jemals mit einer anderen Stimme als ihrer eigenen sprechen wird.

Naren

Als er die Treppe herunterkommt, erfüllt ihn der Anblick von Aai, die Lilien auf der Spiegelkonsole arrangiert – jeder Stängel präzise im gleichen Winkel beschnitten, obwohl man die Enden in der Vase nicht sehen kann – mit Bedauern. Wie gern würde er sie in den Arm nehmen und auf die Schläfe küssen, wo ihr Haar grau zu werden beginnt, doch solche vertraulichen Gesten sind Rohit vorbehalten. Wenn die Eltern mit seinem Bruder sprechen, dann ist da nichts von der Scheu und leichten Angestrengtheit, die das Gespräch mit ihm beherrscht – dem Prachtsohn, in dessen Gegenwart sich niemand entspannen kann. »Ah, Naren«, sagt Baba und schaut von der Zeitung auf dem Tisch auf. Aai wendet sich ihm zu, ihr Lächeln ist durch die Fältchen um den Mund nur noch reizender geworden: »Hast du gut geschlafen? Oder hat dich Mukta mit ihrem Staubsauger gestört? Ich habe ihr gesagt, sie soll leise sein ...« Er sagt, er habe gut geschlafen. Rohit ist zur Arbeit gegangen, und Amanda checkt die von ihrem Stipendium angebotenen Mietmöglichkeiten, also hat er beide Eltern zum ersten Mal für sich allein. Bestrebt, sich nützlich zu machen, fragt er Baba nach ein paar finanziellen Angelegenheiten, bei denen er ihn beraten sollte. Als er sich das erste Mal nach ihrem Kapital erkundigte, was erst im vergangenen Winter geschah, zögerte er noch, doch Baba erwärmte sich schnell dafür, dass die Errungenschaften einer Familie als Gesamtheit betrachtet werden sollten, und freute sich über Narens Interesse. Inzwischen beraten sie sich häufig über ihr Portfolio, und dass die Märkte haussieren und Narens Instinkte sich bewähren, öffnet Raum für eine neue Beziehung zwischen Erwachsenen. »Warum so eilig?«, fragt Aai und wischt den Rand der Vase sauber. »Wir können uns doch einfach

hinsetzen und ein bisschen reden. Ich sage Sita, sie soll uns Tee bringen.« Doch Naren fürchtet, er könnte seine Eltern überstrapazieren. »Wenn ich erst mal arbeite, habe ich keine Minute Zeit mehr«, sagt er.

Sie ziehen sich ins »Büro« zurück, eine Bezeichnung, die seine Eltern wohl dem Plan des Architekten entnommen haben, denn es ist wie ein Fernsehzimmer möbliert, abgesehen von zwei Bücherregalen aus Teakholz, in denen Lexika, Wörterbücher, Übersetzungen der Bhagavad Gita, Fotoalben und Ordner voller Dokumente wie Aktienzertifikate und Arztberichte stehen. Wenn Baba darin herumsucht, bittet er Aai ständig um Hilfe. Als Kind nahm Naren die Ebenbürtigkeit seiner Eltern als gegeben hin, doch seit er selbst geliebt und seine Liebe verloren hat, kommt es ihm fast unglaublich vor, dass zwei Menschen, die sich vor der Hochzeit kaum kannten, nun eine so mühelose Gemeinschaft bilden ... Aber vielleicht ist das weniger seltsam, weil sie etwas Geschwisterliches ausstrahlen, auch wenn Aai wesentlich dunklere Haut hat, eine lange gewachsene Harmonie, die den meisten modernen Paaren fehlt. Und trotz der kargen Ausstattung dieser Bibliothek; wie weit sie es doch gebracht haben! Als sie ihr Land verkauften, handelten sie noch immer ihrer Klasse entsprechend, sahen den Erlös als Einkommen, nicht als Kapital, und gaben das Geld für teure Autos und unrentable Immobilien aus, statt es gewinnbringend zu investieren oder für prägende Erfahrungen zu verwenden. Doch in den Jahren danach gab sein Vater nach und nach seine Buchhaltungspraxis auf, und was einmal die Würde harter Arbeit und eines gewissenhaften Lebensstils war, ist jetzt eine von Trägheit erfüllte Würde.

»Schau dir mal das hier an«, sagt Baba und reicht ihm ein abgegriffenes Dokument. »Das ist ein Satbara, ein Vertrag, der beweist, dass wir Grund und Boden besitzen. Mein Vater hatte ihn aufsetzen lassen, als er das Grundstück in Talne gekauft hat. Er muss wohl gedacht haben, es würde an Wert gewinnen, weil es so nah an der Grenze zu Goa lag; Goa war in den Achtzigern ein neuer Bundesstaat. Aber dann passierte viele Jahre lang nichts, und die Sache ist in Vergessenheit geraten.«

»Bis du den Vertrag in seinem Testament gefunden hast.«

»Ravi hat ihn gefunden. Wir waren alle total überrascht. Wir haben einen Anwalt dazugeholt, der hat die entsprechende Urkunde ausge-

graben und gesagt: Ja, das ist Teil des Erbes. Asha flog aus Brisbane her, und wir drei Brüder fuhren nach Talne. Ein sehr schönes Dorf in den Ghats. Wir dachten, wir könnten ein Resort daraus machen, doch das Land erwies sich als ein völliger Mischmasch – Wald, Hügel, Landwirtschaft –, insgesamt zu hinterwäldlerisch, um es zu erschließen, und was versteht ein Agashe schon von der Landwirtschaft? Also beschlossen wir, es zu verkaufen. «

»Wie ist es eigentlich zu den Brahma Mines gekommen? Ich glaube, ich habe dich nie danach gefragt. «

»Einer meiner Klienten hat mich mit Ankush Jain bekannt gemacht«, antwortet Baba. »Das ist ein Neffe von R.K. Jain von Brahma Industries. Große Tiere, ich weiß. Ankush hat jetzt seine eigene Firma, doch zu jener Zeit arbeitete er noch für seinen Onkel und wollte das Geschäft in den Konkan ausweiten. Die Regierung unterstützte das Projekt, der Sohn eines Ministers der Conclave Partei hält sogar einen Anteil daran und hatte die Genehmigungen geregelt. Da sagte Ravi ganz plötzlich, dass er nicht verkauft. Er hatte mit ein paar Dorfbewohnern gesprochen und war überzeugt, dass Bergbau den Hügel zerstören würde. Asha und ich konnten auch nicht verkaufen, solange es keine Vereinbarung über eine Aufteilung des Grundstücks gab. Brahma verdreifachte das Kaufangebot ... aber du kennst deinen Onkel. Ich will dir die Wahrheit sagen, Naren, selbst nachdem unsere Mutter starb, haben Ravi und ich kein Wort miteinander gesprochen. «

Babas Augen glänzen, als sei er noch immer fassungslos, doch Naren erkennt deutlich, dass Kedars Besuch an den Nähten einer alten Wunde gezogen hat und dass der Vertrag nur ein Anlass war, das Gespräch auf etwas zu bringen, das sein Vater seit Langem mit sich herumtrug.

»Das hast du mir nie gesagt. Ich bin doch extra zu Aajis Begräbnis zurückgekommen. «

»Wir wollten euch Kinder da nicht auch noch mit reinziehen, und nach dem Tod eurer Großmutter war niemand in der Stimmung, zu streiten. Ravi entließ uns aus dem Vertrag, und kaum hatten wir unser Land verkauft, folgte die Hälfte der Bewohner von Talne unserem Beispiel. Heute wohnen sie in richtigen Häusern und haben ihre eigenen Lastwagen zum Transport des Erzes. Die Regierung von Goa hat

kürzlich ein Abbauverbot entlassen, und die Dorfbewohner beten zu Ganapati, Talne möge nicht betroffen sein. Ravi hat sein Land noch immer nicht verkauft. Er sitzt zwar auf einem Goldschatz, doch wegen seines Starrsinns haben Asha und ich ihm das Haus in Pune umsonst überlassen. Wir haben uns gesagt: Uns macht es nichts, und seine Fabrik läuft alles andere als gut. Und jetzt besitzt sein Sohn die Unverfrorenheit, an *meinem* Tisch zu sitzen und davon zu reden, die Bergwerksbesitzer würden den Leuten mit vorgehaltener Waffe ihr Land wegnehmen. «

»Das Land, auf dem das Haus in Pune steht, muss doch ein Vermögen wert sein«, sagt Naren.

Sein Vater nickt erfreut über die Anerkennung seiner Großherzigkeit. Gleichzeitig aber fühlt sich Naren schuldig, weil er keine Ahnung von der Familienfehde gehabt hat. In all den Jahren seiner Abwesenheit hatte er gedacht, er sei derjenige gewesen, der seine Familie vor seinen Enttäuschungen bewahrt hatte. Wenn Aai sagte, alles sei in Ordnung, so hatte er es nie hinterfragt. Und irgendwie war es ja auch so. Die Verletzung ging bei Ravi Kaka sicher tiefer, mit bitterem Stolz hielt er an Pune fest, während seine Brüder in Bombay und Brisbane auf großem Fuß lebten. Erinnerungen an Sommerferien in Prabhat House mit drei Generationen blitzen auf, Kedar nannte ihn Dada ganz ohne Ironie, einfach Dada, weil er der Ältere war und sie beide die einzigen Jungen unter den Cousins und Cousinen, zumindest bis zu Rohits Geburt. Naren war drei Jahre älter. Wie war es zu dieser Distanz gekommen? Wenn er sich richtig erinnert, hat sie schon vor seiner Abreise in die USA eingesetzt. Und wenn sich die Familien heute nur noch bei Hochzeiten und Begräbnissen treffen, hat das vermutlich weniger mit der Fehde zu tun als mit der Kluft zwischen ihren Lebenswelten. Warum sonst bräuchte es dieses Affentheater, vorbeizukommen und Eindruck schinden zu wollen mit diesem umgekehrten Snobismus? Die Agashes aus Pune haben es nicht weit genug gebracht, um noch von Interesse zu sein, und anders als seine Cousins aus Brisbane sind sie Provinzler geblieben. Naren sehnt sich nach der Zeit, bevor er Menschen nach ihrem gesellschaftlichen Rang und ihrer Klasse einordnet hat, vor den Lektionen, die ihm dieses schmerzvolle Wissen eintrichterten. Doch es gibt keinen Weg zurück. So ist die Welt.

Als Narens Jetlag es ihm unmöglich macht, sich weiter zu konzentrieren, schließen sie die Aktenordner. Amanda wurde das Gästezimmer unten angeboten, und er hat das Zimmer neben Rohit bekommen, doch als er die Treppe hinaufsteigt, scheint bereits das ganze obere Stockwerk von Rohit belegt zu sein. Ein Salon mit Bar für Rohits Freunde, sein Schlafzimmer und daneben seine »Höhle«, worin sich bis Anfang des Jahres sein Studio befand und die ziemlich abgefahren eingerichtet ist: schwarzer Boden, weiße Möbel und an der Wand eine abstrahierte Skyline, die ein befreundeter Künstler gemalt hat. Naren hatte nie deutlichere Spuren in der Wohnung seiner Eltern hinterlassen als ein paar Aufkleber von Ringern auf seinem Schreibtisch, als er noch sehr jung war. Rohits Selbstvertrauen, die Art, wie er seinen Eltern ins Wort fällt und sich seiner Beziehungen rühmt, hat etwas Befremdliches ... Aber nein, Rohit ist ein guter Junge, er versucht nur, Eindruck zu machen; der wahre Grund für Narens Unmut ist, dass er sich dauernd fragt, was wohl Amanda über sein Zuhause denken mag. Als er sich auszieht, denkt er an das alte Badezimmer in ihrer Wohnung in Bandra East, die Mosaikfliesen, die ausgebleichten Wände mit ihren Rostflecken auf dem Putz über den Rohren, das nach Kupfer schmeckende Wasser, den Abluftventilator, durch dessen schimmelige Flügel Sonnenstrahlen drangen, die am Nachmittag die Staubpartikel tanzen und am Morgen einen hellen Stern vom Rand des Stahleimers scheinen ließen. Nicht dass er Heimweh hätte ... es bewegt ihn höchstens, Reste der Vergangenheit in die Gegenwart eingesponnen zu sehen, etwa den Plastikeimer auf den glänzenden italienischen Fliesen, die hässlichen Stahlgefäße in der Glas-tür des Kühlschranks oder gar den guten alten Kedar. Klar, seine Freude an der Einladung Amandas war, dass sie im Imperial Heights wohnen konnte, aber wenn er jetzt daran denkt, kommt ihm dieser Name geradezu lächerlich vor, genau das, was zufällig reich gewordenen Spießern schmeichelt.

Er dreht die Dusche auf, und der Strahl aus dem verzinkten Duschkopf trifft seine Muskeln mit belebender Kraft. Sein Mund entspannt sich, während das Wasser über seine Oberschenkel fließt. Geistesabwesend tastet seine Hand nach seinem Geschlecht, hält aber inne. Er denkt nicht auf diese Weise an Amanda, und da ist auch sonst niemand,

nicht mal eine Fantasie, die ihm nicht peinlich wäre, wenn er dann fertig ist. Er schließt die Augen, und im Geiste sieht er die trockenen Sojafelder seines Exils, die Scheunen und Silos, die sich über menschenleere Meilen erstrecken, und denkt, oh, Amerika, entweder hast du mich verfehlt oder ich dich. Und wenn er Amerika sagt, so meint er nicht den Lebensstil, den das Kino idealisierte, als er ein Teenager war und man für eine Uhr oder einen Pullover nur damit werben musste, sie stammten aus den USA, sondern er meint die Werte, die ihn glauben ließen, dieses Land könnte seine Heimat werden. Amanda muss kein Haus in der Stadt besitzen; sie ist der Boden, in dem Cathy wurzelt, der Blick zurück, den Cathy trotz ihrer ganzen Kultiviertheit verklärte und den er einstmals als Bescheidenheit missverstanden hatte. Nein, er versucht nicht, Amanda zu imponieren. Er belohnt sich nur selbst, indem er ein Machtverhältnis nachstellt, dem er einst selbst ausgesetzt war, doch wie ihr Besuch bewiesen hat, kriegt er nicht mal das hin. Warum sonst nervt es ihn, dass Rohit sie mit seiner ganz anderen Art zum Lachen bringt? Es ist weniger Neid als vielmehr ein Affront gegen etwas, das er unbedingt schützen muss, wenn er sich seine Integrität bewahren will. Er ruft sich sein neues Gehalt in Erinnerung, falls er je auf den Gedanken kommen sollte, er hätte seine Zwanziger in ein gescheitertes Unternehmen gesteckt und viel zu spät neu angefangen. Was sein Land betrifft, so erkennt er, während er die Dusche abdreht, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis diese schwerfällige Pubertät vorüber ist. Waschmaschine und Trockner gehören inzwischen ebenso selbstverständlich zur Grundausstattung der Wohnung wie im Westen, und die neuen Sorten Joghurt und Fruchtsaft lassen erkennen, dass die Tage von Plastikemern und Stahlbehältern gezählt sind. Bis dahin muss er stolz auf seine Gegenwart sein, denn so unter ihr zu leiden zeugt nicht nur von schlechter Herkunft oder schlechten Entscheidungen, sondern auch davon, dass man nicht zu seiner Herkunft und seinen Entscheidungen steht ... Er drückt das Gesicht ins Handtuch, den Duft des blauen Waschmittels kennt er seit seiner Kindheit, und mahnt sich: *Das bist du, das ist dein – liebe es, liebe es, liebe es.*

Amanda

Bei ihrem letzten Abendessen im Imperial Heights fällt ihr all das von Neuem auf, woran sie sich in der einen Woche bereits gewöhnt hat: der Seidenläufer, die Messingtöpfe und die vielen kleinen Schälchen auf ihrem Teller, die Sita, inzwischen fast unsichtbar, ständig wieder füllt. Das Essen ist aufwendig. Es gibt Saag Paneer, weil das ihr indisches Lieblingsgericht ist; Maisauflauf, falls das Curry zu scharf wird; das, was sie jetzt als Dal kennt und keine Suppe ist; Joghurt, Fladenbrot, Pilaw-Reis und eingelegtes Gemüse. An ihrem ersten Abend hier fragte sie, in welcher Reihenfolge man die Gerichte essen müsse, und alle lachten, als wäre es das Charmanteste, was man sagen könnte. Heute Abend rollt sie ihr Fladenbrot ganz beiläufig, ein Bissen für jeden Löffel Curry, und als das Gespräch über ihre neue Mietwohnung in Santacruz zu einer Diskussion über die Vororte der Stadt führt, fühlt sie sich darin bestätigt, dass Nana recht hat: Menschen *sind* Menschen, egal wo du hingehst und wie verwirrend oder einschüchternd oder lustig sie einem auch erscheinen, es gibt immer Raum, sich verbunden zu fühlen. Andererseits würden viele Amerikaner es schwierig finden, an einem Tisch wie diesem zu sitzen, ohne sich verlegen zu fühlen oder andere verlegen zu machen, aber es ist nicht das erste Mal, dass Fremde sie gern adoptieren, wer weiß, warum; Vorsehung, ihre blauen Augen, ihre ungewöhnliche Offenheit für ein hübsches – und in diesem Fall auch noch weißes – Mädchen. Weil diese Überlegung sie erröten lässt, wendet sie sich lieber den Geschmacksnoten in ihrem Mund zu: das cremige Grün des Saag, diesen Hauch von Kreuzkümmel, den sie vom India Café kennt, aber mit mehr Frische.

In diesem Sprachenzirkus wirkt das hyperartikulierte Englisch der Agashes immer noch verblüffend, wenn man bedenkt, dass nur Naren

im Westen gelebt hat. Wie hat sie ihn damals gesehen? Ehrlich gesagt hatte sie ihn kaum bemerkt, diesen ruhigen indischen Akademiker, bei dem sie zur Untermiete wohnte, aber am Semesterende machte dieses ganze pubertäre Gefirte – Jungs in die Rippen stoßen, sich den BH-Träger schnipsen zu lassen, und die Gespräche darüber, wer mit achtzehn noch Jungfrau war – ihre Beziehung zu ihm kostbar: Wie sie sich von Schüchternheit zu Herzlichkeit entwickelt hatte, bis hin zu diesem Abend, als sie auf dem abgewetzten Teppich saßen und Scrabble spielten, ihre Freude (während Naren behauptete »Faqir« mit Q sei ein Wort), dass ein erwachsener Mann und eine Frau so frei von jedem geschlechtlichen Bewusstsein verbunden sein konnten. Jetzt ist sie sich zunehmend seiner ... Maskulinität bewusst. Er spricht auf seine professorale Weise, und sie hört ihm aufmerksamer zu als bei ihrer Zwischenlandung. Als er sie erwischt, wie sie ihn beobachtet, bringt sie das Gespräch unter dem Druck, etwas sagen zu müssen, auf ihre Dankbarkeit für die Gastfreundschaft der Agashes. »Ich hätte nie gedacht, dass meine E-Mail an Naren zu so einer großzügigen Einladung führen würde«, sagt sie. »Aber meine Tante Jess sagte mir, dass die Inder so sind, so bereit, einen in die Familie aufzunehmen.« Gelächter, und dabei sagt Naren zu sich: »Typisch«. Ihre Nackenhaare sträuben sich. War ihr Kommentar ignorant oder beleidigend? Oder einfach unehrlich, denn schließlich war sie es, die ihm eine nette E-Mail nach der anderen geschickt hatte, bis er sie dann einlud?

Die Unterhaltung fließt weiter, aber sie bleibt irritiert. »Gott, Mom, mach dir keine Sorgen, Naren ist hinreißend«, hatte sie gesagt, als sie gefragt wurde, ob sie sich den Agashes aufdränge, und Tante Jess hatte geantwortet: »Pass auf, dass du sie nicht ausnutzt, Inder können schwer Nein sagen.« Ihr Besteck liegt leicht in der Hand, und sie zweifelt daran, dass dem so ist. Das Zuhause mag neu sein, aber ihre Gastgeber sind der Typ, der nicht zweimal überlegt, ob er den Diener losschickt, um eine Limonade zu kaufen, und natürlich, es ist alles relativ – in ihrer fast ausschließlich von Weißen bewohnten Stadt, wo jeder sein Haus und ein Auto besitzt, war sie dennoch dazu erzogen worden, in der Küche zu helfen. Naren beginnt, sie an ihre Cousinen in Boston zu erinnern. Mom hatte einmal gesagt, dass ihre Manieren, so perfekt sie auch seien, nicht daher rührten, dass sie Freundlichkeit für unverzichtbar hielten, sondern

daher, dass sie nicht unkultiviert wirken wollten. Diese Manieren hielten sie jedoch nicht davon ab, die Gefühle anderer zu missachten, sobald sie die Lust verloren, und sie erkennt, dass sie sich in diesen fünf Tagen nicht zum ersten Mal zurückgesetzt gefühlt hat, dass sie aber zu dankbar gewesen ist und zu begierig darauf, gemocht zu werden und kulturelle Unterschiede auszugleichen, um Naren darauf anzusprechen oder es sich auch nur selbst einzugestehen. Nach dem Dessert bleibt niemand mehr sitzen, und während Narens Eltern, die darauf bestehen, dass sie Lata Aunty und Raghu Uncle genannt werden, sie einladen, sie wieder zu besuchen, hat Naren, der zu seinem Einführungsprogramm für neue Mitarbeiter abfliegen wird, bevor sie auf ist, nur ein höfliches Auf Wiedersehen und Viel Glück für sie übrig.

Im Gästezimmer packt sie ihre Koffer, ohne viel nachzudenken. Bei ihren Cousinen in Boston war es für sie eine Art Selbstschutz gewesen, Anspruchsdenken offen anzusprechen, dennoch ist sie bestürzt darüber, dass Naren mehr von ihr erwartet haben musste, als er die Einladung aussprach. Als sie fertig ist, zieht sie Jeans-Shorts und ein schwarzes T-Shirt an, dann tauscht sie es gegen ein weißes und geht mit ihrem Laptop und ihrer Kamera ins Wohnzimmer. Alle haben sich zurückgezogen, sogar Mukta Bai, die von den Agashes als »Teil der Familie« betrachtet wird, obwohl sie und Sita in einem schrankgroßen Zimmer unter der Treppe auf dem Boden schlafen. Und hier, so viel Platz! Aber es ist zu makellos, das Licht zu grell. Es zieht sie auf den Balkon, eine Schwelle zwischen dem kühlen Inneren und der warmen, salzigen Nacht, das künstliche Licht von hinten stärker, während der Himmel sich verdunkelt. Weit unten kann sie ein Meer von Menschen erahnen, das durch zahllose Straßen wogt, tote Winkel und Schilder in unverständlichen Sprachen. Die ganze Woche waren die Agashes da, um sie aus ihrem Chaos in diese Art von nobler Behausung und Gesellschaft zu erheben, wo sie, wäre dies Brooklyn, Außenseiterin bliebe. Sie erlaubt sich, über den Verlust dieses Zuhauses zu trauern, den Zugang und die Sicherheit, die es versprach, ein Omen, dass das Schicksal auf ihrer Seite war und sich alle Wege entwirrt, sobald sie sie betrat.

Schritte. Das ist Rohit, dessen großer Kopf von seinem mageren Körper ablenkt, zwei Biere in der Hand. Eins davon für sie? Das Glas

ist kalt an ihrer Haut. Er zieht einen Korbstuhl heran, fragt, ob er ihre Kamera sehen kann. Über ein Bild von abblätternen Urduplakaten sagt er: »Ich habe das Gefühl, dass sie schon mein ganzes Leben da waren, aber ich habe sie nie wirklich bemerkt.« Bei einer engen Gasse mit Ziegelmauern findet sie: »Sogar die Wäsche auf der Leine sieht hier schön aus.« Er lacht über ein Foto von einem Damenwäschegeschäft, wo eine Frau in Burka arbeitet, und wieder über ein Fenstergitter, vollgestopft mit allem Möglichen, vom Fahrrad zu trocknenden Boxershorts, einer gelben Katze und Rosen in einem rostigen Farbeimer. »Das ist wie ein Kuriositätenkabinett«, sagt sie. »Witzig«, meint Rohit, ohne zu lachen. Sie erinnert sich an den Moment im Chor Bazaar, als sie ins Fettnäpfchen trat, indem sie über die Entscheidung der Regierung lamentierte, etwas abzureißen, das Naren für eine »kolonialistische Touristenfalle« hielt. Dieses Mal, bestrebt, Rohit als kulturell achtsame Globetrotterin zu beeindrucken, formuliert sie ihren Blick nuancierter: »Dieser Basar war so vielschichtig: die viktorianischen Gebäude, die Moscheen, die Hindu-Straßennamen, die Geschäfte, die Antiquitäten und Mobiltelefone nebeneinander verkauften. Ich verstehe, dass Indien sich noch nicht leisten kann, das alles zu restaurieren. Ich wünsche mir nur, wir könnten das Leben der Leute verbessern, ohne beliebig zu werden.«

Ein herbes Bier, frisch und kalt im Hals. Das war präzise, ihre Worte sprudelten eher heraus, als hätte sie diese Meinung schon ihr ganzes Leben gehabt und erspürte ihren Gehalt nicht gerade erst dadurch, dass sie sie aussprach. Aber wenn es um Konversation geht, ist Rohit nicht Naren. »Wonach suchst du beim Fotografieren?«

»Nach Dingen, die mich überraschen. Eine unerwartete Harmonie in der Farbe oder Linie, die ich aus all dem visuellen Überfluss herausarbeiten kann. Ich mag gute Kontraste. Also ... Drama. Diese menschlichen Momente, die sogar die Leute im Sucher nicht kommen sehen. Aber dafür brauchst du Glück.«

»Du sprichst mit einem Filmemacher«, sagt Rohit mit gespielter Ernst. »Bei uns dreht sich alles um Kontrolle.«

»Du glaubst nicht an Glück?«

»Ich glaube an Vorbereitung, aber man braucht auch Glück.«

»Na ja, ich weiß nicht«, sagt sie lächelnd. »Ich glaube an Glück, weil es schön ist.«

Er senkt den Blick. Sie stößt mit ihm an. »Auf die Schönheit.«

»Auf die Schönheit«, antwortet er und blickt auf. Sie nehmen einen Schluck.

»Hast du Heimweh?«, fragt er, dieses Mal weniger sicher beim Themenwechsel. »Ich hätte Heimweh, so weit weg von zu Hause.«

»Um ehrlich zu sein, ist es eine Erleichterung, weg zu sein«, sagt sie, und als er fragt, warum, erzählt sie ihm, dass es nicht so aufregend ist, an einem Ort zu leben, an dem in einem Radius von fünf Meilen neun Generationen deiner Vorfahren geboren wurden, und dass ihre Familie es nicht gerade einfacher machte, besonders Dad, der ein kompliziertes Verhältnis zum Land hat, dessen Hände eher für Bücher gemacht sind als für harte Arbeit und der geprägt ist von einer merkwürdigen Mischung aus Stolz und Unsicherheit, Liebe und Verbitterung, Selbstständigkeit und Besitzgier.

»Neun Generationen in einem Haus. Ich wusste nicht, dass es das gibt in Amerika.«

Sie schämt sich ihres Bedürfnisses nach Verständnis, darüber, dass sie beim Sprechen über zu Hause Andrei ausgeklammert hat. Sie sagt ihm, es sei äußerst selten, sogar in ihrem Landstrich, wo die Pioniere einst die Wälder niederrangen, um ihre Farmen zu errichten. Sie streift ihren goldenen Ring ab. »Das ist das Harris-Familienwappen. Die Familie meiner Großmutter. Der Ring ist erst ein paar Jahre alt, aber das Wappen reicht bis nach England zurück.«

Rohit untersucht den Ring. Seine Mischung aus Naivität und Selbstsicherheit ist so anziehend wie bei einem Kind. Sie erinnert sich an die Terrassenparty. Jeder mochte ihn. Einige wussten, dass sein Bruder zurückgekommen war, andere wussten nicht mal, dass er einen hatte. Irgendwann hörte sie auf, Naren zu erwähnen, und sagte, sie sei mit Rohit gekommen.

»Sind sie mit dem Schiff gekommen?«, fragt er. »Haben sie gegen die Indianer gekämpft?«

Sie hatte nicht gedacht, dass er sich für mehr als Business und Partys interessierte, und seine offene Neugier auf ihre Geschichte macht das

Leben, das sie repräsentiert, fast zu einem Mysterium. Halb bewusst, wie sehr sie wie ihr Vater redet, rekapituliert sie die Geschichte der Harris', von ihrer Ankunft auf Cape Cod 1643 bis zu ihrem Umzug nach Jaffrey ein Jahrhundert später und jeder Generation seitdem: die, die das Land urbar machten, die, die das Sägewerk bauten, das zur Stadt Harrisville wurde, jene, die für die Kolonien kämpften und ihre Türen der Underground Railroad öffneten ... bis zu Nana, die bewies, dass eine Frau eine Farm führen konnte, auch als ihre Geschwister verkaufen und nach Boston zogen (weil die gigantischen Ernten des Westens es einfacher machten, Essen zu kaufen als anzubauen), und dass darin, im Erhalt von Land und Weitergabe von Tradition, Bedeutung lag. Als sie fertig ist, ist Rohit ruhig, aber aufmerksam. Sie kann seine Hände sehen, die breiten Handgelenke, an denen eine starke Vene hinabläuft und sich gabelt, die Nebenadern, die über Grate verlaufen und sich über die Knöchel in lange Finger fortsetzen, mit flachen Nägeln und an den Spitzen leicht nach oben gebogen. Ihr Ring sitzt halb auf seinem Daumen. »Wir haben es verkauft«, sagt sie, »das meiste von der Farm und dem Wald.«

»Das ist traurig«, sagt er. Seine Stimme ist ernst, und plötzlich ist sie auch traurig darüber.

An diesem Abend, allein im Bett, verlässt die Erregung sie nicht. Sie erinnert sich an die Hektik beim Packen, an Nanas sauren Atem, als sie sie küsste, Dads Herzschlag durch sein Oberhemd, den trockenen Griff von Moms Händen und Andrei, wie er mit hilflosem Blick sagte: »Komm bald zurück«, und sie antwortete: »Ich werde dich vermissen.« Aber als das Flugzeug von der Startbahn hochzog, zuerst den Staub von ihr selbst blies, dann alles, was verkrustet war, aufbrach, bis sie, in zehntausend Metern über dem Atlantik, rein und ruhig war wie eine Kerzenflamme, fühlte sie sich nur noch befreit. Seit ihrer Landung jedoch ist sie wieder unter Menschen, und sie fragen: *Woher kommst du? Warum bist du hier?* Natürlich hatte sie sich auch früher schon neuen Freunden vorstellen müssen, aber der Rahmen war immer durch ihren Namen, ihren Staat, ihre Schule gesetzt gewesen. So weit weg geraten diese Grundlagen ins Wanken; zu sagen »zu Hause ist eine weiße Veranda, ein Klavier in der Diele, ein offener Kamin, ein Feldweg zu ei-

ner Heuwiese< – das ist, wie eine kubistische Karikatur des Ganzen zu skizzieren. Anders als Naren, der lange genug in Amerika gelebt hat, um sie richtig einzuordnen, vertieft sich ihre geheimnisvolle Aura für Rohit, und ihre Möglichkeiten vervielfachen sich, jede Unterhaltung wird zur Bühne, von der aus sie festlegt, wer sie ist und welche Eigenschaften oder Ereignisse ihren Weg unvermeidlich gemacht haben. Sogar so bleibt immer etwas ungesagt, und sie fährt fort, sich die nächste Begegnung auszumalen, so lange an ihrer persönlichen Mythologie zu stricken, bis sie sich anhört, wie sie soll.

Rohit

Er kann nicht genau sagen, wann er es kapiert hat, es war nichts, was sie gesagt hatte, aber als er von ihrem Ring hochsah, hielt sie seinen Blick fest, und die Luft zwischen ihnen brannte. Am nächsten Morgen fährt er ins Studio, bevor sie aufgestanden ist. Sie zieht aus, verlässt Imperial Heights, und da Naren bei seiner Einführungsveranstaltung in Bangalore ist, hätte Rohit ihn vertreten können, doch es kommt ihm richtig vor, dass Aai ihren Fahrer mit Amanda losgeschickt hat, und als sie ihm eine Textnachricht mit der Frage nach einem vergessenen Buch schickt, antwortet er nicht. Jede Anstrengung, die er unternommen hat, sie zu necken oder ihr zu schmeicheln, hat nur dazu gedient, Narens Attraktivität zu erhöhen, sagt er sich. Er will Narens Gefühle für sie beschützen und ist ungehalten, wenn sie irgendjemand anderem schöne Augen macht. Nach der Arbeit geht die ganze Crew zu Gyaans Wohnung in Wadala, wo das Gerede übers Geschäft bei Bier und einem Pokerspiel endet, und halb bewusst, dass Amanda jetzt allein in ihrer Mietwohnung sitzt, streicht Rohit die Chips ein, bläst Rauch in die Luft und wirft lachend den Kopf zurück. In einer Selbsterkundung, die durch einen besonders guten Joint aufblitzt, erkennt er die Wurzel seines neu entdeckten Wohlwollens gegenüber seinem Bruder in dem befriedigenden Umstand, auch selbst begehrenswert zu sein. Als er nach Hause kommt, ist es erst 23 Uhr, doch da Naren und Amanda nicht da sind und seine Eltern wie um diese Zeit üblich bereits im Bett liegen, ist das Wohnzimmer geradezu erschreckend leer. Mukta Bai kommt herein, um zu fragen, ob er zu Abend gegessen hat. Außerdem hat sie beim Aufräumen des Gästezimmers etwas gefunden: goldene Grashalme auf dunkelgrünem Leder. Walt Whitman. Der Name ist ihm kaum je un-

tergekommen, höchstens als irgendwo »im Westen« verortet, und jetzt hat er sich in die neue Vorstellungswelt eingeschlichen, die Amanda re-präsentiert.

Als er auf seinem Bett liegt, schaut er auf die enge Schrift, die Stockflecken und die Körnung der ausgeblichenen Seiten. *Ich feiere mich selbst und singe mich selbst.* Nichts, denkt Rohit. Nichts könnte weniger charakteristisch für Naren sein. Wie hatte er sich Amanda vorgestellt, als Naren die erste Mail von ihr weitergeleitet hat? Eine typische weiße Frau, die in die Welt hinausgeht, um sich selbst zu finden. Doch Amanda wirkt, als hätte sie sich bereits gefunden. Ihre Social-Media-Feeds bestehen fast nur aus Fotos, und auch wenn ihre Technik schwankt, teilen sie von den ersten Bildern verlassener Häuser und Felder bis zu den jetzigen aus Bombay eine konstante Stimmung, die nichts mit seinem knallbunten kitschigen Amerikabild zu tun hat, sondern so eigen und stetig ist wie eine Seite von ihr, die er bislang nur erahnt hatte. Immer ist eine große Stille in ihren Bildern, verschwommenes oder fleckiges Licht, ein Blick fürs Verrückte, mindestens eine helle Farbe, die Sinnlichkeit setzt. Sie persönlich kennenzulernen, heißt, genau auf diese Stimmung zu treffen; wie eine Stimmung amandifiziert sie alles, sobald sie auf den Auslöser drückt, von ausgeblichenen Plakaten bis zum Himmel voller Kabelgewirr. Davon abgesehen, verraten ihre Fotos wenig von ihrem Kontext. Er kann sich ihr soziales Leben in Amerika nicht vorstellen – sie macht weder den Eindruck, zur großen Herde noch zu einer kleinen Clique zu gehören –, und auch wenn die Quelle ihrer Individualität dunkel bleibt, schwingt doch das Echo einer größeren Welt darin mit. Er erinnert sich an Amandas britischen Großvater, das Familienwappen, die Stadt Harrisville und dass sich ihr Leben wie der Kulminationspunkt einer langen Geschichte anfühlt, Sinnbild eines ganzen Ortes.

Freitagnachmittag lädt er sie zu einem Konzert im Blue Frog ein. Sie lässt sich mit der Antwort Zeit, doch gegen Abend sagt sie zu. Als er mit ihr hinfährt, ist sie weder besonders lebhaft noch besonders ruhig, ihr Enthusiasmus wirkt fast ein wenig gereizt, als sie einige Einsichten über die Armut aus ihrer Stipendiumseinführung schildert, von dem Slum erzählt, in dem sie drei Monate lang sein wird, wie viel Arbeit dort auf

sie wartet und wie wenig Freizeit ihr bleiben wird. Doch die Züge von Verletztheit in ihrer Haltung verraten sie. Obwohl seine Augen auf die Straße gerichtet sind, spürt er, dass sie sich leicht gegen die Tür gelehnt hat, und erkennt die Kälte in ihrem gelangweilten Gesichtsausdruck, wenn er versucht witzig zu sein.

Als sie mit ihrem Update durch ist, bringt er ihr Schimpfwörter auf Hindi bei, und als sie beim Frog ankommen, geizt sie schon viel weniger mit ihrem Lachen. Er wird sofort von den Leuten erkannt. Vertraute Gesichter schon in der Lobby, man lächelt ihm zu, auch wenn die Blicke auf Amanda ruhen, und er sieht sie selbst durch fremde Augen: weder eine sonnengebräunte Touristin noch ein Model mit aufgespritzten Lippen, sondern ein ganz besonderes Mädchen mit ihrer graziös zurückhaltenden Körperhaltung, ihrem stahlblauen Kleid und der schwarzen Mascara, die ihr Gesicht zum Leuchten bringt; und, verdammt noch mal, kein anderer als Rohit Agashe sollte an ihrer Seite sein, sie mit einem Insiderwitz zum Lachen bringen und sie ins leuchtende Dunkel führen, seine Hand sanft an ihrem Rücken.

Cyrus winkt durch den Rauch und die Laserstrahlen. Ifra war zu beschäftigt, aber Manasi ist gekommen und fragt nach Naren. Gyaan flüstert ihr etwas ins Ohr und kassiert einen spielerischen Schlag dafür. Rohit und Amanda drängen sich herein, ihre Schenkel berühren sich. »Hier sind wir groß geworden«, erklärt er ihr, womit er meint, dass er sechzehn war, als er in den Nischen mit Cyrus Kokain geschnupft hatte, doch dieses Detail behält er für sich. Gespräche über Mode, Filme und Sport, Witze und Clownereien: Das ist seine Art, so präsentiert er sich nach außen, doch ist ihm äußerst unbehaglich bei dem Gedanken, es könnte alles sein, was seine Persönlichkeit ausmacht. Stattdessen zeigt er ihr die Leute, die er kennt. Die Bandmitglieder sind alte Freunde, Hinterbänkler, die sich inzwischen zu einem festen Bestandteil der Clubszene entwickelt haben. Wenn man meint, Amerikaner kennen sich bei Electro-House aus, wird man von Amanda enttäuscht, dafür halten ihre Sangrias Schritt mit seinen Mojitos, und als sie aufstehen, ist glasklar, dass sie mit niemandem außer ihm tanzen will, und als sie sich wieder setzen, ist der Abstand zwischen ihnen geschwunden, sie sitzen eng beieinander in der ansonsten leeren Nische. Ihr Kopf ist ein verschwomme-

ner Lichtfleck an seiner Schulter, ihr frischer Duft – Pinie? – durchdringt den dichten Rauch, während sie mit der Fingerspitze einen Halbkreis oberhalb seines Knies zeichnet. »Wenn ich dich aufschneide, kommt dann Curry raus?« Normalerweise steigt er auf einen so platten Flirt nicht ein, aber betrunken, wie er ist, entgegnet er: »Und wenn ich dich aufschneide, stoße ich wohl auf Ketchup.« – »Das ist gemein, Ketchup ist Dreck.« – »Ha, ich weiß. Du bist keine von *diesen* Amerikanerinnen.« – »Was für Amerikanerinnen?« – »Ach, du weißt schon«, sagt er, obwohl er alles andere als sicher ist, kein Film und keine Serie hat ihn auf sie vorbereitet ... aber das ist auch egal; es zählt allein diese Albernheit, dieser Versuch, zugänglich zu sein. Ihre Worte sind überflüssig angesichts des hohen Tonfalls ihrer Stimme und der Sanftheit in seiner.

Zurück auf die Tanzfläche. Ihre Lippen sind nur ein paar Zentimeter entfernt, doch er wird sie nicht küssen, ist das nicht wahnsinnig großzügig? Zumindest berechtigt es ihn dazu, sie fest in die Arme zu nehmen, wie um sie vor der herandrängenden Menge zu schützen. Als die Echos des Nachhalls verklungen sind, lehnt sie sich atemlos an ihn, und anders als Manasi oder Ifra, die in einer Umarmung verschwinden, trifft ihr Körper Zentimeter für Zentimeter auf seinen. Sie halten sich länger umfassen, als der Kürze ihrer Bekanntschaft angemessen wäre. Undeutlich ist er sich dieser Worte in seinem Kopf bewusst: *Was zum Teufel, was zum Teufel, was zum Teufel*. Dann, wie um diesen Moment ohne Kuss zu rechtfertigen, lehnt sie sich zurück und sagt: »Mein Gott, Rohit, ich bin total betrunken« und erschläft an seiner Schulter. Sie erinnert sich nicht, wo sie ihre neue Adresse aufgeschrieben hat, also fährt er sie nach Bandra. Sie liegt schwer im Sitz, dreht ihren Kopf hin und her und sagt seinen Namen. Im Aufzug öffnen sich ihre Lippen ein paar Zentimeter vor seinem Nacken, ihr Atem ist warm, ihre Worte verwehen. Durch den Dunst seiner Mojitos beschließt er, sie ins Bett zu bringen und dann das Zimmer zu verlassen, während er ihre Schläfe küsst und mühsam seine Schlüssel sortiert – da aber wird die Tür von innen geöffnet. »Naren! Wolltest du nicht erst Samstag zurückkommen?« Naren schaut auf seine Uhr. Es ist Samstag. Rohit kann das Zifferblatt sehen und die großen deutlichen Zahlen. Amanda schaut schläfrig von seiner Schulter hoch und sagt: »Hal-

lo, du.« Rohit müsste um Hilfe bitten, und Naren sollte sie anbieten, aber Naren bietet nichts an, und Rohit fragt nicht.

Im Gästezimmer löst Rohit die Riemchen von Amandas Pumps. Ihre Füße sind kühl, die schwitzige Kühle von Fieber. Er dreht die Klimaanlage hoch, legt eine Steppdecke über sie. Dann schließt er leise die Tür, geht die Treppe hoch zu Narens Zimmer, atmet tief durch und tritt ein. »Ich frag dich jetzt einfach: Magst du sie? Verhalte ich mich wie ein Idiot?«

Naren liegt schon im Bett, das Licht ist ausgeschaltet. Er dreht sich langsam zu ihm um und blinzelt. »Du bist ein Idiot, weil du mit ihr betrunken Auto gefahren bist!«

»Es geht ihr gut. Hör mir zu, Naren. Sie sieht gut aus, sie ist scharf, wir sollten gar nicht erst so tun, als wäre es anders, aber wenn du sie magst, dann ...«

»Ich bin durch mit Affären.«

Rohit schießen zwei Gedanken gleichzeitig durch den Kopf: Sein Bruder war frei genug, sich mit Amerikanerinnen einzulassen, und zu traditionell, um eine zu heiraten. Wie um letzte Zweifel auszuräumen, sagt Naren, dass es ihm jetzt ernst ist und er bald mit Aai reden will.

»Ach, echt? Eine arrangierte Ehe? Ha, Naren! Ich wusste immer, du würdest das mal machen, aber jetzt kann ich kaum glauben, dass du es wirklich willst.«

Naren lächelt. »Es ist nicht so wie damals, als Babas Familie zu Aai kam und fragte, ob sie kochen kann, und sie behauptete, sie habe das Poha gemacht, obwohl es ihre Mutter gekocht hatte – und alle riefen begeistert: *wah-wah!* Heute trinkt man Kaffee, macht die Runde. Aber im Unterschied zu Dating-Apps ist die Absicht klar. Viele meiner indisch-amerikanischen Freunde haben so ihre Frauen kennengelernt.«

Rohit tritt an Narens Bett. »Wenn das so ist, soll ich dann ein Date mit Manasi arrangieren? Sie ist in Thane aufgewachsen, hat jetzt aber eine eigene Wohnung in Mahim. Wir waren in derselben Gruppe in Wilson, dann hat sie ihren MBA am IIM gemacht. Jetzt ist sie dieses schicke Business-Girl, und Aai liebt sie heiß und innig. Schau mich nicht so an! Ich hätte nie davon angefangen, wenn sie nicht auf dich stehen würde.«

Er sieht, dass Naren bei der bloßen Erwähnung des Indian Institute of Management beeindruckt ist. »Hat sie das gesagt?«

»Sie war im Frog, aber das ist nicht ihre Szene. Wir wurden Freunde, weil ich im College ihre Mitschriften brauchte. Wir sind Freunde geblieben. Sie ist kein Hipster, aber sie geht überallhin, ohne zu urteilen. An der Uni war sie die Beste. Was ich sagen will: Sie war heute Abend da und trug ein tolles Kleid, und ihr Gesicht wurde so schmal, als ich ihr sagte, du würdest nicht kommen.«

Naren lacht, redet sich aber damit raus, er müsse erst eine eigene Wohnung finden. Dass er schon so bald aus Imperial Heights wegziehen wird, ist neu. Naren gähnt demonstrativ: »Es ist schon spät, und ich muss morgen früh arbeiten.«

Der Rausschmiss tut weh. Rohit sollte sofort gehen, aber er kann nicht. »Erinnerst du dich an unser letztes Treffen? Deine Examensfeier in Wharton. Ich dachte immer, dieser Trip wäre nur der Anfang, und wenn du erst mal Fuß gefasst hättest, würden wir dich öfter besuchen. Dann bist du abgetaucht. Kamst nicht mehr nach Hause. Und wenn du angerufen hast, dann hast du immer nur mit Aai gesprochen.«

»Ich habe auf meine Greencard gewartet. Da war es nicht ratsam, das Land zu verlassen. Das Verfahren hat länger gedauert, als ich erwartet hatte.«

»Du hättest uns zu dir einladen können. Alle meine Freunde lagen mir in den Ohren mit: Bro, wann gehst du endlich nach NYC und feierst mit ihm?«

Naren schweigt einen Moment. »Manche wollen allein sein, wenn es ihnen schlecht geht.«

»Es ging dir volle sechs Jahre schlecht?«

»Anfangs war ich schlicht und einfach überwältigt. Ich habe Tag und Nacht gearbeitet, und dann ... es lief wirklich nicht gut.«

»War es die Beförderung?«

»Ich bin vor dem Ende der Probezeit ausgeschieden.«

»Du hast gedacht, du schaffst es nicht? Die Rezession ...«

»Ich hatte mir die Latte zu hoch gelegt.«

»Warum?«

»Es ist spät, Rohit.«

Narens Gesicht wirkt im Flurlicht fast geisterhaft. Er war immer der Hübschere gewesen, doch in der Linie an seinem Mund und den Ringen unter den Augen kann Rohit schon den alten Mann erkennen, der sein Bruder einmal sein wird. »Okay«, murmelt er. Doch beim Rausgehen berührt ihn die Erschöpfung in diesem müden *Es ist spät*, und er dreht sich noch mal um und sagt ins Dunkel: »Alles wird gut, Dada. Du bist jetzt zu Hause.«

Amanda

Schlammgraue Dünen, die fernsten bis zu dreißig Meter hoch. Glascherben und Metallschrott blitzen im grellen Licht; der Rest ist amorpher Abfall, von Plastikfetzen zusammengeleimt. Langsam erscheinen Lebenszeichen. Raubvögel kreisen am farblosen Himmel, Hunde und Hühner schnuppern durch frische Abfallhaufen, Rauchfahnen künden von den Feuern der Abfallsammler, von Händen, verbrannt von chemischem Müll und von Spritzen zerstoßen. Ganz vorn lässt sich der Abfall noch unterscheiden, das Plastik ist noch nicht ausgebleicht, und Fliegen surren über verrottenden Lebensmitteln und einem abgebrochenen Urinal. Ein Jahrhundert an Müll, denkt sie, einfach so in der Sonne dampfend. Der permanente, durchdringende Gestank lässt sie flach atmen, bis ihr schwummrig wird und sie den Griff um das Objektiv verstärkt. »Sie können fotografieren«, sagt Field Officer Bhagwat und lächelt wie ein Kellner, der ein bestelltes Gericht bringt. Wenn es ihr vorher peinlich war, ein Foto zu machen, ist es ihr nun peinlich, es nicht zu tun. Auf dem Rückweg zur Hauptstraße hält Sean an einer Blechwand, weil er würgen muss. Die letzten fünf Tage ihrer Orientierung, alle im India-Impact-Hauptbüro, hat Sean Walker mit seinen scharfsinnigen Ansichten, Fragen und Besorgnissen geblänzt, und als sie ihn sich übergeben sieht, ist Amanda nicht sicher, ob sie sich überlegen oder schuldig fühlt. Nadiya, die Ausbildungsleiterin einer lokalen NGO, bietet Sean Wasser an, aber er möchte seine eigene Flasche. Es war nicht der Geruch, der ihn erwischt hat, sondern der Blick auf einen Straßenjungen, der sich hinbockte, um sein Geschäft zu erledigen, während ein Schwein an seinem Fußgelenk wartete. Aus einer Hütte weiter oben schreit eine Frau.

Das Ashray Center ist ein kastenförmiger Ziegelbau mit zwei Stockwerken und einem hochgezogenen Stahlgitter. Bhagwat und Nadiya helfen Sean die Treppe hoch zum oberen Büro.

In dem langen Raum unten schreibt am einen Ende eine junge Frau in Burka an eine Tafel, und eine alte Frau im Sari bittet am anderen lautstark um Ruhe, dazwischen sitzen etwa dreißig Kinder im Schneidersitz. Das Ziel der Ashray Foundation, wie auf einem Wandplakat zu lesen, ist eine ganzheitliche Entwicklung. Die Gesundheitsabteilung unterstützt Schwangere und stillende Mütter, die Abteilung für Bildung kümmert sich um Tagesbetreuung nach der Schule, um Nachhilfe in Kernfächern und Freiraum für »kreative Entfaltung«. Aber was außer der kostenlosen Mahlzeit können sie in diesem Schuppen hier schon erreichen? Dann zeigt ein Junge auf ihre Kamera und macht ein Zeichen, das »Knips mich« bedeutet. Die Lehrerin lächelt, und bevor Amanda auch nur blinzeln kann, scharen sich alle Kinder um sie, ihre knochigen Gesichter beginnen zu grinsen, und sie drängeln sich ins Bild. Ach Herz – auch wenn dieser Moment bloß eine Ablenkung vom schwierigen Leben sein mag, die Wirkung ist spürbar.

Zumindest denkt sie das, bis sie in einiger Entfernung zwei Mädchen bemerkt, mit dem Rücken zur Wand und den Hüften solidarisch eng nebeneinander. Sie müssen zehn oder zwölf sein, ihre grünen Uniformen sind unten ungesäumt, und während die eine mit langem Haar nicht umhin kann zu lachen, schaut die andere mit kantigem, von Locken eingefasstem Gesicht herüber, als wisse sie genau, was los ist: Die Kamera eine Waffe, diese Weiße hier will sie mit ihrer Empathie überfallen, um der Last der Mädchen auch noch die Last einer Reaktion hinzuzufügen. »Wie heißt ihr?«, fragt Amanda. Die Langhaarige sagt, sie sei Humera und ihre Freundin Rafia. »Ich würde euch gern fotografieren«, sagt Amanda. »Ich gebe euch auch einen Abzug.« Rafia schüttelt ihre Locken, nein. »Möchtest du denn das Bild selber knipsen? Ich zeige dir, wie's geht.« – »Keine Kamra da«, sagt Rafia, die sich mit resolutem Rückgrat allein auf das Gewicht ihrer Fäuste in den Taschen stützt. Die anderen Kinder schauen zu. »Lernt es mit meiner«, sagt Amanda. »Bevor ich zurückfahre, versuche ich, Geld aufzutreiben, und besorge eine für das Center.« Die Hoffnung, dass Rafia nicht zu

lange bei ihrem Widerstand bleibt, ist Humera anzusehen, als Rafia sagt: »Nadiya Ma'am – nein.« – »Also gut. Ich spreche mit Nadiya!«, antwortet Amanda, und der letzte Funke von Rafias Widerstand erlischt; sie dreht sich zu Humera, die zustimmend zurüchlächelt, und in Amandas Brust mischen sich Triumph und Scham darüber, dieses stolze Herz mit einer solchen Kleinigkeit gewonnen zu haben.

Da es Sean nicht besser geht, bucht Nadiya ihnen auf Kosten von Ashray ein Uber nach Hause. Bei der Rückfahrt denkt Amanda daran, wie schockiert sie vom Fleischmarkt in Chor Bazaar war, dem Gestank nach Fleisch und Fäkalien, einer Kindernase voller Fliegen, dem säuerlichen Geruch von Kokoswasser, als die Machete des Verkäufers eine Kokosnuss ganz nah an seinem Daumen zerhackte. Hier in Deonar ist in ihr alles leer. Alles ist kaputt, jedes Haus ein Vogelneft mitten in der Stadt, eine chaotische Assemblage von zerbrochenen Ziegeln, Plastik, Draht und Blech. Wie die Deponie ist auch die Szenerie, die hier an ihr vorbeizieht, eine Fassade, lebensgroß, aber undurchdringlich, jedes ihrer Gefühle begleitet von den Worten: *So ist es also*. Die Fahrt nach Santacruz heißt, zwei Stunden im Verkehr zu stecken. Als sie die endlosen Streifen von schmutzigen und engen Behausungen in sich aufnimmt, die Menschen und Tiere, die am Straßenrand leben, ihre hupende und gellende Realität als Fragmente von Bildern und Tönen erfährt, als Chaos und brüllende Hitze, verflüchtigt sich jedes Überlegenheitsgefühl Sean gegenüber. Als sie nach Hause kommt, lässt der Gedanke an ein ungekochtes Abendessen sie bäuchlings aufs Bett fallen und weinen.

Als die Tränen versiegen, packt sie ihren letzten Müsliriegel aus und geht online. Naren postet Statistiken über die indische Wirtschaft. Jetzt versteht sie seine Besessenheit vom Wandel. Der Gedanke an ihren betrunkenen Auftritt bei den Agashes lässt sie erschauern. Genau wie ihre Fotos von Rosen in Farbdosen und bunter Wäsche. Schlimmer noch sind die älteren Bilder von Geweihen auf Holz, handgestrickten Pullovern, Scones mit Butter, einer blauen Mandoline – alles so behaglich, reich und seltsam. Sie hat einen Tag in den verschlungenen Eingeweiden verbracht, auf denen die weißen Villen und die Glastürme der Welt wachsen, und alles an Schöner, was sie kennt, wird fahl, so wie die Blässe eines hübschen Mädchens ins Auge springt, wenn man erfährt,

dass in ihr etwas Krankes gärt. Sie erinnert sich an den Zynismus ihrer Familie: Nanas spielerische Bemerkung über Amerikaner, die immer eine Grenze bräuchten; Dads Unterstützung für eine Reise, die er als Norm ansah für junge Leute mit ihrem Hintergrund; Moms Insistieren, dass sie eine echte Harris Martin sei, wenn es darum ging, dem wirklichen Problem auszuweichen; Andrei, bei dem das Wort »Indien« zum Synonym für einen neuen Liebhaber geworden war. Aber wo sie sich einst schuldig fühlte, weil sie ihre privilegierte Stellung trotzig ignorierte, erscheint ihr diese Stellung nun nicht nur erdrückend, sondern auch moralisch problematisch. Sie beginnt die Fotos zu löschen. Als ihre Profilseite leer ist, schaltet sie ihre Kamera ein. Die neuen Bilder wirken befreiend. Während ihre Erinnerung an den Slum abstrakt bleibt, bestätigen die Bilder ihre Weigerung, den Moment zu überhöhen. Sogar in diesem digitalen Zeitalter, wo Filter ein Foto wie ein Gemälde aussehen lassen können, bleibt ein Bezug zum Geschehen: Man kann sich ein Motiv nicht ausdenken, man muss es finden. Genau deshalb ist sie hier. Sie lädt eine Aufnahme der Deponie mit all ihrem post-apokalyptischen Entsetzen hoch.

Ein Videocall von Andrei. Im Morgenlicht ist sein starkes, schlaftrunkenes Gesicht wunderschön. »Ist das ein Müsliriegel? Ich wusste nicht, dass man in Indien Müsliriegel bekommt.« Sie erinnert ihn daran, dass heute ihr erster Tag vor Ort war. »Ja, ich hab dein Bild gesehen.« Sie erzählt ihm von Nadiya und von Seans kläglicher Reaktion, die ihre eigene bestätigt. Andrei sagt: »Das ist heftig, ständig Gefühle nach Nützlichkeit zu bewerten. Die Menschen fühlen, was sie fühlen.« So beginnt es, und innerhalb von Minuten streiten sie. »Ich verstehe nicht, warum du jemanden verteidigst, den du nie gesehen hast«, schreit sie, und Andrei schreit: »Und ich verstehe nicht, warum du so negativ bist!« Doch zum ersten Mal fühlt sich seine Positivität nicht mehr fundiert an, sondern selbstgefällig. Andererseits: Ihr Magen hat die Deponie ausgehalten. Ihre Bilder sind gut. »Die alten waren auch gut«, sagt Andrei. Etwas ruhiger bestätigt sie: »Vielleicht. Aber wenn du Menschen hungern siehst, dann fühlst du einfach, ich weiß nicht, dass Kunst, die sich nur um die Form kümmert, irgendwie halbgar ist ...« Andrei hört zu, dann beginnt er Jaffrey zu verteidigen.

Er kennt die Not. Er hat das Leben in einer Wohnung ohne warmes Wasser in Moldawien erfahren, bevor er in die Staaten immigriert ist. Er war ihr Stück Wirklichkeit, bevor auch er zu schön wurde. Entschlossen sagt sie: »Deonar verlangt eine Reaktion. Ich bin unsicher, welche es wird. Es ist viel zu verdauen, Honey, und ich kann das nicht, nicht wenn Nan und Dad und Mom und du sich Sorgen machen, wo ich bin und was ich mache und ob mich das von euch entfernt. Ich brauche Zeit ... allein ... um herauszufinden, wie ich meinen Beitrag leisten kann. Was ich meine, ist: Ich brauche eine Pause.«

Sie hat nicht erwartet, dass die Unterhaltung sich in diese Richtung entwickeln wird, doch sie stellt fest, dass sie an den Verhandlungstisch gekommen ist wie eine gute Geschäftsfrau: bereit, aufzustehen und den Deal platzen zu lassen. Aber als Andrei resigniert fragt, ob es irgendeinen Sinn hat zu warten, überkommt sie eine Woge von Zärtlichkeit. Das ist ihr erster Monat in einer neuen Welt, und sie ist noch nicht bereit, ihn vollständig aufzugeben. Natürlich soll er weiter auf der Farm bleiben; Indien ist grandios, aber kein Ort, an dem man ein Leben aufbauen kann, und er kennt seine Mandy, weiß, dass die Dinge immer langsam, aber kraftvoll an sie herankommen. Mit zusammengesacktem Oberkörper sagt Andrei, er verstehe. Als er ihr in den Tagen nach Thanksgiving einen Heiratsantrag machte, hat sie nicht Ja gesagt und auch nicht Nein; sie bat um ein Jahr, dann um das Stipendium, jetzt die Pause, und dennoch, wieder sagt Andrei, er wird warten. Er stimmt zu, es gibt noch keinen Grund, Nana oder ihre Eltern zu beunruhigen, und als der Zwiespalt zwischen ihren Wünschen sich auflöst, dreht sich das Karussell ihrer Gedanken schneller, nur von einem einzigen Bolzen gegen die Folgen der schwindelerregenden Raserei gehalten. Da ist sie wieder – die alte Leere, weniger eine stierköpfige Kraft als ein kühler Magnet, der sie weiterzieht, ihre Intentionen durch Aufrichtigkeit geheiligt. »Danke«, sagt sie, und sie meint es auch, aber als sie den Call beenden, kann sie nicht sagen, ob sie Erleichterung spürt oder Verzweiflung; das Gefühl ist nicht so klar wie auf dem Flug.

Eine Straßenlaterne geht an. Draußen verwandeln sich die Gebäude, die Saris fließen wie Fahnen über die Balkone. Sie geht duschen und zieht das bedruckte Nachthemd an, das sie an einem Straßenkarren für

einen Dollar gekauft hat, und ein Gefühl von Leichtigkeit wächst in ihr. Sie schaut in den Kühlschrank, das Gemüse so klein und glänzend; sie setzt es zum Kochen auf, tut so, als ginge sie vor wie ihre Vermieterin, mit einer nüchternen Selbstverständlichkeit, gedankenlos beim Streuen der Gewürze, einer ruhigen Würde in der Nähe des fleckigen Gasherds und der immer feuchten Toilette. Sie hatte Angebote, mit anderen Stipendiaten zusammenzuwohnen statt allein – oder beinahe allein, denn ihre Vermieterin, die irgendeinen Deal mit der India Impact Foundation hat, lebt nebenan – aber beim ersten Blick auf die Studiowohnung war sie begeistert. Das Gebäude ist von mittlerer Höhe, ihr Zimmer hat einen separaten Eingang und enthält keinen Gegenstand mehr als nötig – so ein Unterschied zu all dem Zeug zu Hause, Zeug, das den Dachboden über ihren Köpfen beschwerte und das aus dem Keller wuchs, um sich wie Fesseln um ihre Füße zu legen. So scheint es hier zu sein, denkt sie und erinnert sich an die weißen Wände und Kacheln von Imperial Heights, seine teuren Installationen, die doch dieselbe Einfachheit verraten ... aber die luftige Sinnlichkeit ihres neuen Nachthemds gibt dem Raum eine andere Stimmung: ein müheloses Entgleiten aus der Askese, kein Nest im Licht, sondern eine von der Stadt ummantelte Höhle mit dem Hauch eines milden, synthetischen Dufts – ihre Schüchternheit elektrisierend.

Sie berührt ihre Brust, stellt sich die Hände eines Mannes vor, stark geädert und farblos, bis sie dunkel werden, und bei dem Gedanken an dunkle Hände auf heller Haut erbebt sie. Dieses frühe Stadium, in dem Begierde sich noch nicht von Neugier unterscheidet, ist also vorbei, und es ist klar, dass sie seit dem Moment, wo Rohit sich ihr bei der Party auf der Terrasse näherte, sein Gesicht aus der Menge hervortrat, wusste, dass ihre Körper zusammenpassen würden. Sie kann sich an kein Wort erinnern, das sie gesprochen haben, doch in den Tagen danach spürte sie, wie sein Kraftfeld das ihre kreuzte. Er war es, den sie zu treffen hoffte, als sie an ihrem letzten Abend zu den Agashes zurückkam, und sie musste sich nicht umdrehen, um zu wissen, wer im Wohnzimmer war; sie konnte seine Bewegungen mit einer lauernden, fast kreatürlichen Intensität spüren. Womit wollte sie ihn infizieren, bei all diesem Gerede von Drama und Schönheit? Sie fügt der Brühe

gesalzene Butter und Pasta hinzu. Der Dampf sticht ihr ins Gesicht. Rohit hat seit der betrunkenen Nacht im Blue Frog nicht geschrieben. Er spielt Spielchen, ignoriert sie, um sie dann wieder zu verwöhnen, führt sie aus, und was ist eigentlich mit Naren? In seiner Gesellschaft verändert Rohit sich, behandelt sie mit Distanz oder Höflichkeit, als wäre es nur das Recht seines Bruders, ihr Freund zu sein. Er ist einfach ein Junge. Ein dummer Junge. Andererseits bedeutet, eine Fremde zu sein, wie ein Kind zu fühlen, überreizt von noch immer undurchdringlicher Realität, unempfänglich gegenüber Dynamiken, die allen anderen offensichtlich sind. Doch all diese Zweifel schwinden in dem Augenblick, als ihr Telefon aufleuchtet.

Alle vermissen dich. / Ich wäre gerne da. Und jetzt die Dynamik, mit der ihre Kräfte aufeinandertreffen. *Gehst du auch mittags aus? / An den meisten Tagen arbeite ich, aber vielleicht kommst du auf einen Absacker vorbei? / Noch besser,* schreibt Rohit, und dann ist da eine heikle Pause: besser weshalb? Wie wir im Moment der Anziehung reduziert werden – und wie gerade banale Vertraulichkeiten die Zweifel mindern, die subtilere Zeichen aufwerfen würden.

Ro-hit, Ro-heat. Sie fügt seinen Namen ihrer bescheidenen Liste von Liebhabern hinzu, prüft seine Unvertrautheit, seine neue Vertrautheit, während sie die Pasta in den Kühlschrank stellt und einen Einkaufszettel schreibt. Mit den Agashes, die sie überall bemuttern, fühlt es sich wie eine Errungenschaft an, einfach die Straße herunterzulaufen, durch die Marktgänge zu streifen, Kleingeld zu zählen und ein Dutzend Einkäufe von Salatkräutern bis zu Räucherstäbchen nach Hause zu schleppen. Schon sind alle anderen möglichen Dates wie Dominosteine umgefallen – Rohit kommt heute Abend vorbei, angeblich um das Studio mit einem Joint einzuweihen. Keiner von beiden hat Naren erwähnt. Als sie nach Hause kommt, duscht sie zum zweiten Mal an diesem Tag, reibt Creme auf trockene Stellen, Parfüm, das nach Moschus duftet. Sie versucht, es nicht zu intensiv aufzutragen. Unwahrscheinlich, dass es heute Abend zum Äußersten kommt; harmlos wird es jedoch auf keinen Fall. Während der Himmel sich verdunkelt, ist sie sich immer sicherer, dass die Raffinesse einer Affäre für ein Mädchen aus der Kleinstadt Jaffrey nicht unerreichbar sein muss. Sieh nur

die Leichtigkeit, mit der sie ihre Zuneigung für Andreis Pelztier-Snapchats abspalten kann vom Herzklopfen bei der SMS, dass Rohit vor der Tür steht.

Als sie die Tür öffnet, merkt sie an seiner Umarmung, dass er nervös ist, und das verleiht ihr Gelassenheit. »Willkommen in meiner Villa«, sagt sie und tritt zur Seite, damit er den Raum begutachten kann: der Bettüberwurf als Teppich auf dem Boden, Tante Jess' Sari als Vorhang, die weißen Wände, die durch eine Lichterkette weicher erscheinen, und Nora Jones' Klavierspiel. Plötzlich lacht er: »Warum riecht es hier wie in einem Tempel?« Das sind bloß Räucherstäbchen! »Nichts könnte mir ferner liegen«, versichert sie.

»Oh, nein«, sagt er, »das habe ich auch nicht gedacht.« Sie löschen die Räucherstäbchen, gießen den Wein, den er mitgebracht hat, in Kaffeebecher. Obwohl sie es nicht geplant hat, erzählt sie ihm in ihrer neuen Rücksichtslosigkeit, oder weil sie ihm heimzahlen will, dass er arrogant war, von Andrei, zeigt ihm sogar ein Foto. »Er sieht sehr gut aus«, sagt Rohit ein wenig zu dramatisch, bevor sie hinzufügt: »Wir haben gerade eine Beziehungspause«, und erklärt, was das bedeutet, als hätte sie es schon eine Million Mal erklärt, weil die Wahrheit die Eigenschaft hat, einstudiert und unvermeidlich zu klingen. Tatsächlich ist es surreal, dass sie nicht nervöser ist, nichts überrascht sie mehr vollkommen, denn sie hat die Überraschung vorausgeahnt; was vor einer Woche absurd schien, wirkt jetzt vollkommen rational; ihre Vernunft, ihr Begehren und ihr Gewissen sind im Einklang, während sie sich auf den Überwurf setzen, und als er einen Joint rollt und den Tabak verkrümelt, streckt sie die Hände aus, um die Bröckchen von Haschisch zu retten, dann beugt sie sich vor, noch auf den Knien, zieht ihn am offenen Kragen zu sich heran und küsst ihn. Erst auf die Wange, und dann, als er keinen Widerstand zeigt, auf den Mund.